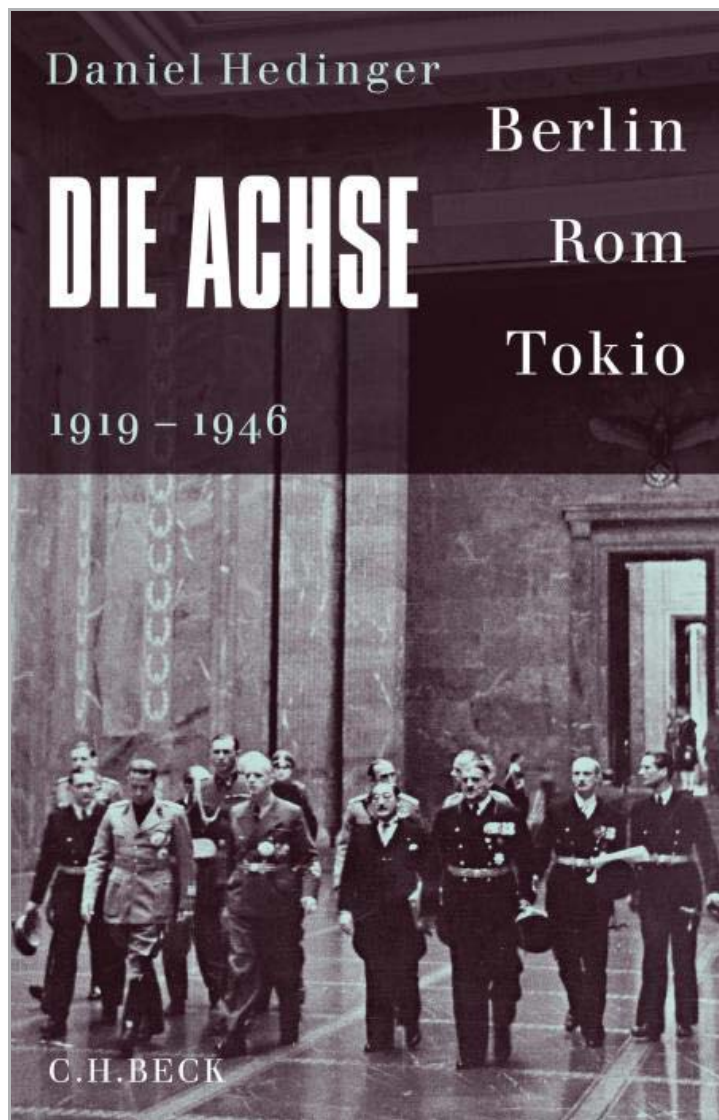


Unverkäufliche Leseprobe



Daniel Hedinger

Die Achse

Berlin – Rom – Tokio

1919 - 1946

2021. 543 S., mit 26 Abbildungen und 3 Karten

ISBN 978-3-406-74153-1

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/27786453>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Daniel Hedinger

DIE ACHSE

Berlin–Rom–Tokio

1919–1946

C.H.Beck

Mit 26 Abbildungen
und 3 Karten © Peter Palm, Berlin

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2021
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München
Umschlagabbildung: Die Aussenminister Graf Galeazzo Ciano und
Joachim von Ribbentrop mit dem japanischen Botschafter
Kurusu Saburō nach der Unterzeichnung des Dreimächtepakts
in der Reichskanzlei am 27. 9. 1940, ullstein bild

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 74153 1



klimateutral produziert
www.beck.de/nachhaltig

Inhalt

Einleitung	7
Prolog: Ein Frieden ohne Sieger. Frühjahr 1919 . . .	17

Teil 1. Gravitation, 1932–1935

I. Der erste globale Moment des Faschismus. Herbst & Winter 1932/33	77
II. Ein faschistischer Krieg. Abessinien und der imperiale Nexus der Achse. Winter 1935/36	123

Teil 2. Kooperation, 1936–1939

III. Der Antikominternpakt und die Globalisierung der Achse. Herbst 1936	183
IV. Faschisten auf Reisen. Imperiale Peripherien und die Ästhetisierung der Politik. Frühjahr 1938	223

Teil 3. Eskalation, 1940–1942

V. Der deutsche Blitzkrieg, die Neuordnung Ostasiens und der Dreimächtepakt. Frühling & Sommer 1940	274
VI. Der totale Krieg und die Neuordnung der Welt. Jahreswende 1941/42	318

Epilog: Die faschistische Weltverschwörung vor Gericht. Frühling–Herbst 1946	365
Synopsis: Die Achse Berlin–Rom–Tokio, der Faschismus und der perfekte Sturm	409
Dank	427

Anhang

Anmerkungen	433
Bibliografie	488
Abbildungsnachweis	532
Personenregister	534
Karten	540

Einleitung

Nichts schien den Aufstieg der drei Mächte aufzuhalten. Am 18. Januar 1942, nach einem Jahrzehnt der Expansion, teilten Deutschland, Japan und Italien die Welt vertraglich unter sich auf. Sie taten dies entlang des «70. Grads östlicher Länge».¹ Dies entsprach einer Linie, die sich quer durch die Sowjetunion, nur wenig hinter dem Ural, bis nach Britisch-Indien zog. Die östliche Sphäre fiel dem japanischen Kaiserreich zu, die Westliche hatten sich die beiden europäischen Partner zu teilen. In den folgenden Monaten näherten sich ihre Armeen dieser fiktiven Grenze scheinbar unaufhaltsam an. Mitte des Jahres, auf dem Höhepunkt ihrer Expansion, herrschten die Drei über gewaltige Imperien, die im Osten in die Tiefen des Pazifiks und bis an die Grenzen Indiens und Australiens reichten. Im Westen erstreckten sie sich vom Nordkap und der Atlantikküste, nach Nordafrika und bis weit nach Russland hinein. Für kurze Zeit schien es, als stünde der Realisierung einer neuen Weltordnung durch das Bündnis zwischen Deutschland, Japan und Italien nichts mehr im Wege.

Dieses Buch erzählt die Geschichte der Achse Berlin–Rom–Tokio. Es handelt davon, wie die drei Mächte sich fanden und wie sie beim Versuch, die Welt global neu zu ordnen, diese in einen Krieg von nie da gewesenem Ausmaß stürzten. Ihr Traum von einer neuen Weltordnung mag nur von kurzer Dauer gewesen sein. Doch es war ein geteilter Traum. Denn innere Radikalisierung und äußere Expansion erfolgten nicht im abgeschlossenen Rahmen nationaler Biotope. Vielmehr war die Achse ein Produkt transnationaler Kooperation und Interaktion: Die drei Regime radikalisierten sich wechselseitig, gewannen an Dynamik und entwickelten in der Folge internationale Sprengkraft. Gleichzeitig beschränkte sich ihr Projekt nie allein auf die geopolitische Umverteilung der Welt. Vielmehr strebten die Achsenmächte auch eine Umgestaltung aller sozialer und kultureller Ordnungen an. Ihre Neuordnung sollte faschistischer Natur

sein und radikal mit allem Bestehenden brechen. Damit gründete das Bündnis auf ideologischen Gemeinsamkeiten und geteilten Weltanschauungen. Das Folgende ist daher auch eine Globalgeschichte des Faschismus.

Das Buch bietet Synthese und Interpretation zugleich: Eine Synthese ist es, indem es die geteilte Geschichte der drei Länder in längeren Verläufen vom Ende des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs nachzeichnet. Im Fokus stehen dabei acht globale Momente – der erste im Frühjahr 1919, der letzte im Herbst 1946. Eine Synthese ist es auch, indem es erstmals die Geschichte der Achse unter Berücksichtigung aller drei Mächte behandelt; gleichzeitig finden die Perspektiven Außenstehender und Gegner der Achse Beachtung. Eine Interpretation bietet das Buch insofern, als es das Bündnis als starkes, folgenschweres und global ausgreifendes Gebilde beschreibt. Dies kommt einer Neubewertung der Achse gleich, hat doch die Historiografie ihre bündnispolitische Qualität für gering erachtet. Eine Interpretation liefert es aber auch, indem es die ideologische Fundierung des Bündnisses betont und damit den Blick auf den Faschismus als ein globales Phänomen der Zwischenkriegszeit lenkt.

Hinsichtlich der drei Nationen impliziert eine verflochtene Geschichte der Achse jeweils Unterschiedliches: Japan wird hier nicht als peripherer Fall oder sekundärer Akteur beschrieben, der sich den europäischen Partnern spät und letztendlich nur halbherzig annäherte; vielmehr erscheint das Kaiserreich als regionaler Hegemon, von dem die erste Herausforderung der Nachkriegsordnung ausging. Italien und sein Faschismus wiederum spielen in dieser Geschichte gerade in ihren globalen Verästelungen eine viel tragendere Rolle, als dies dem Land meist zugestanden wird. Und für das Deutsche Reich ermöglicht diese Perspektive eine Einbettung in den internationalen Kontext der Zwischenkriegszeit. Dies geschieht vor dem Hintergrund, dass der Nationalsozialismus oft *sui generis* verstanden wird und isoliert vom Rest der Welt Betrachtung findet.

Dieses Buch fordert einige der vorherrschenden Ansichten sowohl in Bezug auf die Bedeutung der Achse sowie hinsichtlich der Reichweite des Faschismus heraus. Als Interpretation weist es dabei gleichzeitig über die eigentliche Bündnisgeschichte hinaus. Denn eine geteilte Geschichte der Achse impliziert dreierlei: Erstens trägt sie zu einer Globalgeschichte des Zweiten Weltkrieges bei, lenkt sie doch den Blick auf die Globalität des Konflikts. Erst durch die Kooperation zwischen Berlin, Rom und Tokio begannen sich im Laufe der Dreißigerjahre die europäischen und asia-

tischen Krisen und Kriegsschauplätze zu verbinden. Und auch der Prozess der Globalisierung des Weltkrieges, der sich in den zwei Jahren zwischen dem deutschen Überfall auf Polen und dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor vollzog, bleibt jenseits der Geschichte des Bündnisses unverständlich. Zweitens lenkt die Geschichte der Achse die Aufmerksamkeit auf koloniale Kontexte und transimperiale Ursachen des Weltkrieges. Denn imperiale Räume, etwa die Mandschurei oder Äthiopien, spielten sowohl bei der Genese des Bündnisses als auch der Eskalation des Krieges eine zentrale Rolle. Letztendlich waren es Deutschlands Partner, die primär die Verantwortung dafür trugen, dass der asiatische, afrikanische und amerikanische Kontinent involviert wurden. Erfolgreiche Expansion wirkte dabei wechselseitig anziehend; so entstand ein imperialer Nexus, der die drei Mächte aneinanderband und den Weg in den Weltkrieg ebnete. Drittens erscheint angesichts der Geschichte der Achse Faschismus nicht als ein auf Europa beschränktes Projekt, sondern als ein globales Phänomen, ein Weltordnungsentwurf und damit als ein dritter Weg, angesiedelt zwischen Kapitalismus und Kommunismus.

Die «Achse» ist ein Begriff, der noch heute manche Verwirrung anzu-richten imstande ist. Erstmals breitenwirksam Verwendung fand er in einer Rede von Benito Mussolini. Am 1. November 1936 beschwor der Duce vor Hunderttausenden von Menschen auf dem Mailänder Domplatz eine Achse Rom–Berlin, um die er in Zukunft Europa rotieren lassen wollte.² Für Europa war die von Mussolini wohl eher beiläufig gewählte Metapher durchaus treffend: Rom und Berlin liegen praktisch auf einem Längengrad. Und für ein paar Jahre sollte es tatsächlich danach aussehen, als könne das Bündnis beider Staaten sowohl den Westen als auch den Osten des Kontinents um sich rotieren lassen. Doch schwieriger gestaltete sich der Einbezug Tokios. Die deutsche Seite, in solchen Fragen vielleicht stets etwas präziser, sprach in der Folge gerne von einem «weltpolitischen Dreieck».³ Auf Deutsch und Italienisch ist mit «Achse» daher noch heute primär die Verbindung zwischen Rom und Berlin gemeint.

Im außereuropäischen beziehungsweise angelsächsischen Bereich gab es diese Einschränkung jedoch nie. Hier war die Inklusion Japans schon für die Zeitgenossen selbstverständlich. Das Bündnis zwischen Berlin, Rom und Tokio mochte auf Karten abgebildet ein spitzwinkliges, krass überdehntes Dreieck darstellen und keineswegs eine gradlinige, robuste

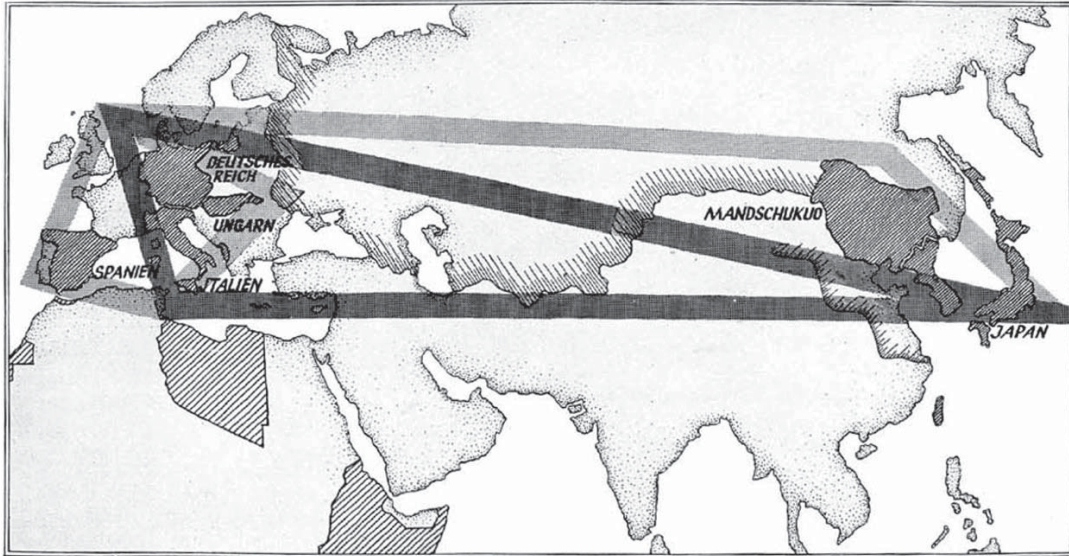


Abb. 1 «Antikominternpakt und Kulturabkommen». Deutsche Visualisierung des Bündnissystems, abgedruckt in der Propagandazeitschrift *Berlin – Rom – Tokio*, nur wenige Tage vor der Unterzeichnung des Stahlpakts zwischen Deutschland und Italien im Mai 1939. Der Einbezug Spaniens, aber insbesondere der Mandchurei, machte aus dem spitzwinkligen Dreieck Berlin-Rom-Tokio einen weitaus gewichtigeren Block.

Achse (*Abbildung 1*). Doch in Japan selbst löste dies kaum grundsätzliche Zweifel aus – weder an der Begrifflichkeit noch an der gewagten Bündnis-konstellation. Vielmehr eigneten sich die dortigen Medien und politischen Eliten das Schlagwort umgehend an.⁴ Letztendlich aber waren es in erster Linie Außenstehende und Gegner, die den Begriff «Achse» in diesem erweiterten Sinne nutzten. Prominenz erlangte er so zunächst vor allem in linken Kreisen im Kontext der Kriege in Spanien und China.⁵ Viele Zeitgenossen gingen zu diesem Zeitpunkt von einem starken, dynamischen und global ausgreifenden Bündnis faschistischer Mächte aus. Insbesondere nach Pearl Harbor schloss im angelsächsischen Raum die Rede von *axis powers* dann sowieso stets auch Japan mit ein.⁶ Daran hat sich bis heute nichts geändert und in diesem Sinne findet der Begriff hier Verwendung.

Das eigentliche Bündnis bestand aus einem komplexen Netzwerk an Verträgen, das laufend ausgebaut wurde. Den Anfang machte der deutsch-japanische Antikominternpakt vom 25. November 1936. Diesem schloss sich Italien ein Jahr später an. Der Prozess gipfelte im September 1940 im Dreimächtepakt. Doch das sind nur die zentralen Eckpunkte, denn zwi-

schen 1936 und 1943 verging kein Jahr, in dem nicht zumindest zwei der drei Mächte weitere Abkommen schlossen. Zudem umfasste das Bündnisystem der Achse eine ganze Reihe von weiteren «Partnern»: Noch vor Kriegsausbruch in Europa traten Mandschukuo, Spanien und Ungarn dem Antikominternpakt bei. Und den Dreimächtepakt unterschrieben auch Ungarn, Rumänien, die Slowakische Republik, Bulgarien und der Unabhängige Staat Kroatien. Sie alle zählten schließlich auch zu den Unterzeichnern des Antikominternpakts, der am 25. November 1941 in Berlin um fünf Jahre erneuert wurde. Dänemark, Finnland und Nanjing-China gesellten sich nun ebenfalls dazu. Doch den nachträglich dem Bündnis beigetretenen Staaten wurde ein gleichwertiger Status verweigert, handelte es sich doch meist um Vasallenstaaten oder besetzte Gebiete. Damit internationalisierte die Achse das Ideal faschistischer Hierarchisierung. Letztendlich scheiterte das Bündnis kläglich. Daher lassen sich die Grundzüge der angestrebten faschistischen Weltordnung nur in Umrissen erkennen. Doch vom Scheitelpunkt um 1942 aus betrachtet, spricht alles dafür, dass eine rassistisch hierarchisierte Weltordnung basierend auf imperialen Großräumen das Resultat eines Sieges der Achse gewesen wäre.

Weit mehr als andere neigen Faschisten zu nationalen Essentialisierungen und gegenseitigen Überbietungswettbewerben. Kooperationsschwierigkeiten und Koordinationsschwächen, anhaltende Distanzen und Spannungen, unterbrochene Verbindungen und gescheiterte Transfers sind daher ebenso Bestandteil der Geschichte der Achse wie gesteigerte Verflechtung zwischen den drei Ländern. Und dennoch lässt sich die Destabilisierung der Weltordnung der Zwischenkriegszeit nur im Kontext einer geteilten Geschichte Deutschlands, Japans und Italiens verstehen. Denn alle drei Mächte vermochten vom Vorpreschen der jeweils anderen zu profitieren. Doch erst die Kooperation erlaubte es ihnen, die isoliert nicht über die entsprechenden Mittel verfügt hätten, die Versailler Nachkriegsordnung grundlegend herauszufordern. In diesem Sinne war die Achse Berlin–Rom–Tokio stets mehr als die Summe ihrer Einzelteile. In dieser Konstellation gewann sie bis Mitte 1942 laufend an Momentum, wobei sich für gut ein Jahrzehnt außenpolitisch-militärische mit ideologischen Erfolgen scheinbar nahtlos ergänzten.

In der umfangreichen Literatur zum Zweiten Weltkrieg fristet die Achse Berlin–Tokio–Rom ein Schattendasein. Denn obwohl die drei

Länder die Welt in den Krieg stürzten, ist ihre geteilte Geschichte wenig erforscht. Die Arbeiten, die sich des Themas annahmen, haben das Bündnis kleingeschrieben – etwa als eine «kraftlose, internationale Grimasse», als «hohle Allianz» oder «Allianz ohne Rückgrat», als «Papiertiger», «Sandburg» oder «Scheinbündnis».⁷ Diese Lesart war ein Produkt der unmittelbaren Nachkriegszeit und des Kalten Krieges, doch sie wirkt bis heute fort.⁸ Im Lauf der Jahrzehnte hat sie auch ihren Weg in die allgemeine Literatur zum Zweiten Weltkrieg gefunden.⁹ Dabei ist das Bündnis nach 1945 stark von seiner Niederlage her gedacht worden. So gesehen glauben wir, die Geschichte der Achse zu kennen und kennen doch nur ihr Ende.

Die auf die Achse Berlin–Rom–Tokio fokussierte Literatur fand meist aufgrund bilateraler Beziehungsgeschichten zu ihrem Urteil. Dabei dominierten politik- und diplomatiegeschichtliche Perspektiven, die um ideologische Fragen einen weiten Bogen machten. Zur Verbindung Tokio–Berlin beziehungsweise Berlin–Rom liegt eine ganze Reihe von Studien vor, ohne dass sich die jeweiligen Forschungsstände viel zu sagen hätten.¹⁰ In Bezug auf die deutsch-italienischen Beziehungen lässt sich seit einiger Zeit die Tendenz zu einer Neubewertung beobachten.¹¹ Die Achse Rom–Tokio hingegen fand lange kaum Beachtung.¹² Insgesamt jedoch neigen bilaterale Studien dazu, Logik und Dynamik des trilateralen Beziehungsgeflechts auf nationalgeschichtliche Paarbeziehungen zu reduzieren. Sie sind damit kaum in der Lage, die Destabilisierung der Weltordnung während der Dreißigerjahre in ihrem globalen Kontext zu erfassen.

Das Buch versteht sich auch als ein Beitrag zu einer Globalgeschichte des Faschismus. Dafür greift es neuere Ansätze einer transnationalen Faschismusforschung auf, welche die Aufmerksamkeit auf Phänomene wie Hybridisierungen, Relokalisierungen oder Gravitation gelenkt haben.¹³ Gerade die Geschichte der Achse Berlin–Rom–Tokio bietet sich dafür an, stellt sie doch die herkömmliche Vorstellung von faschistischem Original und Kopie, Zentrum und Peripherie nachhaltig infrage. Faschismus war eine auf die Wiedergeburt der Nation abzielende Ideologie.¹⁴ Auch um dies zu zeigen, eignet sich die geteilte Geschichte der Achsenmächte. Denn in allen drei Ländern versuchten Faschisten mit Hilfe ultranationalistischer Programme die sozialen Krisen der Moderne zu überwinden. Durch gesteigerte Gewalt und imperiale Expansion sollte das eigene

«Volk gereinigt» und die eigene Nation regeneriert werden. In diesen rassistisch-völkischen Wunschträumen einer sozialpolitischen Neuordnung erkannten die drei Mächte sich wieder; darüber näherten sie sich an.

Im Kern beschreibt Faschismus also ein nationalistisch-revolutionäres Phänomen, das auf eine grundlegende Umgestaltung aller sozialen, kulturellen und geopolitischen Ordnungen abzielt. Auch die Achse kannte, wie wir sehen werden, kein Innehalten, keinen Stillstand; die Geschichte des Bündnisses erscheint uns daher oft getrieben und gehetzt. Damit aber rücken transnationale Prozesse faschistischer Radikalisierung ins Zentrum des Interesses. Dies impliziert, die statische Analyse faschistischer Ideologien mit Studien politischer und sozialer Praxis und Performanz zu erweitern.¹⁵ Auf die Achse bezogen bedeutet dies, dass wir die Sprengkraft und Dynamik, die das Bündnis entwickelte, nur verstehen können, wenn wir Expansions-, Radikalisierungs- und Beschleunigungspotenzial des Faschismus systematisch mitberücksichtigen. Dabei entstand, wie das Folgende zeigt, faschistische Radikalisierung erst im transnationalen Wechselspiel der Achsenmächte. In diesem Sinne lässt sich von einer kumulativen Radikalisierung der Achse sprechen.

Die Vorstellung einer «kumulativen Radikalisierung» fand bisher Verwendung, um eine funktionalistische Erklärung für die Ermordung der europäischen Juden zu liefern. Die kumulative Radikalisierung des Nationalsozialismus war dabei das Produkt eines «chaotischen Bürokratiegefüges» mit zahlreichen Parallelorganisationen, ungeklärten Kompetenzen und fehlenden Konfliktregelungsmechanismen.¹⁶ Das Buch versucht, das Konzept aus dem deutschen Kontext zu lösen und ins transnationale Beziehungsgefüge der Achse zu überführen. Dabei zeigt sich, dass mangelnde Koordination, chaotische Zuständigkeiten und fehlende Konfliktregelungsmechanismen stete Begleiter im Umgang der Achsenmächte miteinander waren. Konkurrenz und Kooperation kamen dabei in ein dialektisches Verhältnis; was folgte, war eine auf «Konkurrenz basierte Kooperation».¹⁷ Der daraus resultierende Überbietungswettbewerb zwischen den drei Mächten schuf laufend die Grundlage weiterer Radikalisierung.

Drei Forschungsperspektiven bieten sich an, um Prozesse der kumulativen Radikalisierung der Achse zu diskutieren. Erstens faschistische Diplomatie und Kulturpolitik; zweitens faschistischer Imperialismus; und drittens, eng damit verbunden, faschistische Kriegsführung und Gewalt.

Zum ersten Punkt: Faschistische Kulturpolitik und visuelle Strategien politischer Interaktion stehen schon länger im Zentrum der Forschung.¹⁸ Dabei geht es um faschistisches Spektakel und damit die Frage, wie das Bündnis in globalen Kontexten inszeniert und gefeiert wurde. In den Blick geraten dadurch Akteure, die oft jenseits etablierter Kanäle zwischenstaatlicher Diplomatie agierten. Solche faschistische Broker oder Mittler spielten bei der Genese der Achse eine entscheidende Rolle, schufen sie doch transnationale Netzwerke sozialer Praxis.¹⁹ Sie koordinierten die Austauschbeziehungen nicht nur; ihre medienwirksamen Besuche und Handlungen verliehen dem Bündnis gleichsam erst Substanz.

Zweitens lenkt die Geschichte der Achse den Blick auf faschistischen Imperialismus und damit auf koloniale Kontexte des Zweiten Weltkrieges.²⁰ Die Historiografie hat es lange vorgezogen, die Geschichte des Krieges als einen Konflikt zwischen Nationalstaaten zu schreiben. Doch global betrachtet war der Zweite Weltkrieg in erster Linie ein Kampf zwischen Imperien, ein Krieg um Imperien beziehungsweise um die Frage, welche imperiale Ordnung die Welt beherrschen sollte. Vor diesem Hintergrund eröffnet das Buch eine transimperiale Perspektive auf die Genese der Achse; eine solche denkt Kooperation, Konkurrenz und Konnektivität im kolonialen Kontext systematisch mit.²¹ Radikalisierte Großraumimperialismus faschistischer Machart kombinierte in allen drei Fällen koloniale Kriegsführung mit ethnischer Säuberung, ökonomischer Ausplünderung und weiträumigem Siedlerkolonialismus. Erstmals zeigte sich faschistischer Imperialismus in den frühen Dreißigerjahren im Kontext der Besetzung der Mandschurei. Danach war es ein imperialer Nexus, der die drei Mächte sich näher kommen ließ und schließlich band.²²

Drittens geht es im Folgenden um faschistische Gewalt und Kriegsführung.²³ Faschistische Regime neigten zur Totalisierung des Krieges. Erst im Krieg fanden sie gleichsam zu sich selbst und entwickelten ihr volles Zerstörungspotenzial.²⁴ Um dies zu erreichen, radikalisierten faschistische Regime imperiale Logiken und Formen kolonialer Kriegsführung; diese verbanden sie wiederum mit auf das Innere der Gesellschaft abzielenden Bürgerkriegen sowie zwischenstaatlichen Großkriegen. Der Zweite Weltkrieg war daher weit mehr als ein konventioneller Krieg zwischen Großmächten. Gesteigerte Gewalt und Vernichtung sind zentrale Bestandteile seiner Geschichte. Dies zeigen schon die Opferzahlen des Weltkrieges, für die zu rund 80 Prozent die Achsenmächte verantwortlich zeichneten. Da-

bei fügten die drei Mächte bis ans Ende des Krieges ihren Gegnern weit mehr Verluste zu, als sie selbst erlitten. Die gesteigerte Gewalt ihrer Expansion lässt sich nur im Kontext der Ideologisierung der Kriegsführung verstehen.

Die Geschichte der Achse wird im Folgenden anhand von acht chronologisch aufgereihten «globalen Momenten» erzählt.²⁵ Eingerahmt von einem Prolog, der auf die Pariser Friedensverhandlungen von 1919 blickt, und einem Epilog, der die Prozesse in Nürnberg und Tokio 1946 thematisiert, besteht das Buch aus drei Teilen zu je zwei Kapiteln. Diese Teile entsprechen drei längeren, distinktiven Phasen der Geschichte der Achse, die jeweils rund drei Jahre dauerten. Der erste Teil beschreibt eine erste Phase faschistischer Expansion in den Jahren 1932 bis 1935, während der sich die drei Mächte langsam aber stetig annäherten. Diese Annäherung war das Resultat wechselseitiger «Gravitation», die vor dem Hintergrund einer ersten Welle der Globalisierung faschistischer Ideologien einsetzte. Im zweiten Teil steht die «Kooperation» zwischen den Achsenmächten, die die Jahre 1936 bis 1939 prägten, im Zentrum. Hier liegt der Fokus auf der faschistischen Bündnispraxis, die für alle Welt sichtbar der Achse Strahlkraft verlieh. Die Globalisierung und Totalisierung des Krieges ist das Thema des dritten Teils: Er beschreibt, wie die schrittweise «Eskalation» des Krieges in den Jahren 1940–1942 transformativ, gar revitalisierend auf die Bündniskonstellation wirkte.

Im Zentrum jedes einzelnen Kapitels wiederum steht jeweils ein spezifischer «globaler Moment» faschistischer Expansion. Als verdichtete Momente, die Tage, Wochen oder höchstens wenige Monate dauerten, lassen sich diese räumlich und zeitlich konkret verordnen. Der Fokus liegt damit jeweils auf einem Ereignis, das von einem lokalen Gravitationszentrum ausging, aber unmittelbar global ausstrahlte. Einzelnen betrachtet, ermöglicht jeder Moment eine synchrone Multiperspektivität. In eine chronologische Abfolge gereiht, erlaubt ihre Diskussion, längere Linien zu ziehen und Prozesse der Radikalisierung, Expansion und Globalisierung faschistischer Ideologien sichtbar zu machen.

PROLOG

Ein Frieden ohne Sieger. Frühjahr 1919

Orlandos Tränen und die Neuordnung der Welt

Die seit Wochen schwelende Krise der Pariser Friedensverhandlungen erreichte ihren Höhepunkt an einem frühlingshaften Ostersonntag in der zweiten Aprilhälfte. Sie tat dies in einer Szene, die jeglicher Diplomatie entbehrte. Die Hauptrolle spielte der italienische Premierminister und Delegationsleiter Vittorio Emanuele Orlando. Frances Stevenson, die als Sekretärin und Geliebte des britischen Regierungschefs David Lloyd George in Paris weilte, wurde zur Zeugin:

«Gegen 11.30 Uhr ging ich zum Salonfenster, von wo aus man den Konferenzraum in Präsident Wilsons Haus sehen konnte, um zu schauen, ob es Anzeichen dafür gab, dass das Treffen endete. Plötzlich erschien Orlando am Fenster [...]. Es machte den Anschein, als weine er, ich konnte es aber nicht glauben, bis ich sah, dass er sich ein Taschentuch nahm und seine Augen und Wangen abwischte.»¹

Orlandos Gefühlsausbruch ereignete sich im intimen Rahmen des «Rats der Vier», in dem die Regierungschefs der USA, Großbritanniens, Frankreichs und Italiens seit Wochen über die Neuordnung der Welt verhandelten. Soeben hatte er erfahren, dass die anderen drei nicht bereit waren, den territorialen Ansprüchen Italiens nachzugeben. Orlandos emotionale Darbietung war höchst außergewöhnlich. Entsprechend hilflos und schockiert reagierten die Anwesenden: Die anwesenden Engländer waren konsterniert.

niert und blieben wie versteinert stehen. Das Verhalten Orlandos befremdete sie. Der amerikanische Präsident Woodrow Wilson dagegen lief auf ihn zu, nahm ihn in die Arme und versuchte, ihn zu trösten – ohne jedoch von seiner kompromisslosen Haltung abzuweichen.² Später gab Wilson zu, dass er den Vorfall als erschreckend und peinlich empfunden habe.³

Peinlich wirkte der Auftritt Orlandos insofern, als er den ritualisierten Codes und Formen der Diplomatie widersprach. Seit der frühen Neuzeit hatte sich im diplomatischen Verkehr ein Ideal der Affektkontrolle und Leidenschaftslosigkeit etabliert, in dem für emotionale Ausbrüche kein Platz war.⁴ In diesem Geiste beschrieb der britische Diplomat Harold Nicolson die Gefühle, die ihn auf seiner Reise an die Pariser Friedenskonferenz begleitet hatten:

«Den Lunch nahm ich an diesem Morgen zwischen Calais und dem Gare du Nord ein, in voller Überzeugung eine Aufgabe vor mir zu haben, für die ich durch langes Studium, hohe Ideale und dem Fehlen jeglicher Leidenschaft und Vorurteile wie geschaffen war.»⁵

Großbritannien herrschte nüchtern und unaufgeregt über die Welt – zumindest sah es Nicolson so. Doch während der nächsten Monate sollten sich all die hohen Ideale und langwierigen Studien als unnütz erweisen. Denn Leidenschaften und Vorurteile waren auf der Pariser Friedenskonferenz, die mit allem Gewesenen brach, allgegenwärtig. Und Nicolson blieb nichts, als letztendlich freimütig einzugestehen, dass er sich bezüglich seiner «Zuversicht tragisch getäuscht» hätte.⁶

Der Pariser Frühling 1919 war geprägt von der gesteigerten Emotionalität nationaler Erwartungshaltungen. Diese beschränkte sich keinesfalls auf die italienische Seite. Doch inmitten der Nervosität, die die Verhandlungen Ende April prägten, war es angesichts von Orlandos Grenzüberschreitung einfach, die Emotionalität dem italienischen Temperament anzukreiden: Bediente sein Auftritt nicht alle Klischees eines gefühlsbetonten, labilen Südländers? Die britischen Vertreter, dank hoher Ideale und langer Ausbildung scheinbar gefeit vor allen Regungen des Lebens, empfanden die Szene als deplatziert. Folglich verschwieg sie der britische Sekretär des «Rats der Vier», Maurice Hankey, in seinen offiziellen Aufzeichnungen. Seiner Frau gegenüber äußerte er sich jedoch deutlich: Dem eigenen Sohn hätte er für eine solche unehrenhafte Zurschaustellung von

Emotionen den Hintern versohlt, schrieb er nach Hause.⁷ Dass Hankey gegenüber seiner Frau über eine solch durchgreifende Reaktion sinnierte, ist symptomatisch für die Behandlung Italiens durch die Großmächte und entspricht zeitgenössischen Zuschreibungen von Männlichkeit und Weiblichkeit in den internationalen Beziehungen. Wenn es um die Rangordnung der Mächte und ihrer kolonialen Ansprüche ging, kam dem italienischen Königreich in Bezug auf sein Alter als auch dem ihm zugeschriebenen Geschlecht eine Sonderrolle zu. Wahlweise galt Italien als junge und daher kindlich-kindische oder aber als schwache und daher «weibliche Großmacht».⁸ Orlandos Auftritt passte da scheinbar perfekt ins Bild: Kinder und Frauen mögen weinen, «richtige» Männer nicht.

Entsprechend paternalistisch verhielt sich Wilson, nicht nur, als er Orlando mit einer beschwichtigenden Geste zu trösten suchte. In einem Zeitungsartikel wandte er sich direkt ans italienische Volk und appellierte an dessen Vernunft. Mit dieser Intervention, die ihrerseits mit allen Formen traditioneller Diplomatie brach, erreichte er indes nur eines: Er erregte die Gemüter in Italien nur noch stärker. Edward M. House, der persönliche Berater Wilsons, etwa klagte angesichts der Situation und der «gesteigerten Gefühle» des Moments: «Jedes Argument wird verwendet, um sie zur Vernunft zu bringen, doch bisher hat sie nichts bewegt.»⁹ Mochte der Wunsch seitens der Vertreter der drei Großmächte noch so groß sein, Italien ließ sich nicht wie ein kleines, unerzogenes Kind behandeln, das man mit ein paar Schlägen zur Vernunft bringen konnte. Schließlich war es Wilsons Zeitungsartikel, der das Fass zum Überlaufen brachte: Überstürzt und unter Protest verließ die italienische Delegation die Friedensverhandlungen und reiste zurück nach Rom.

Die Lage in Paris war ernst. Die Konferenz drohte zu scheitern.¹⁰ Schließlich war mit der Ankunft der deutschen Delegation nun beinahe stündlich zu rechnen. Einen Entwurf des Friedensvertrags, den man ihr hätte vorlegen können, gab es aber noch nicht. Dennoch hatte die Entente die Deutschen bereits nach Versailles geladen. Zum Zeitpunkt von Orlandos Gefühlsausbruch erhielt der «Rat der Vier» eine Nachricht, dass deren Ankunft in Wochenfrist bevorstünde. Ein gleichzeitig eintreffender Geheimdienstbericht aus Berlin enthielt wenig Erfreuliches: Er prophezeite, dass die aktuelle Regierung, deren Tage wohl gezählt seien, unter diesen Umständen einem Frieden kaum zustimmen dürfte.¹¹

Die Aussicht auf eine kommunistische Revolution in Deutschland, eine weitere Entwicklung, die der Bericht für wahrscheinlich hielt, trug nichts zur Aufhellung der Stimmung in Paris bei. Tatsächlich hatte eine zweite revolutionäre Welle das besiegte Land erfasst, nachdem Ende 1918 die erste den Kaiser und sein Reich hinweggespült hatte. Nun drohte, wie zuvor in Russland, ein weiterer Schub Deutschland in einen Bürgerkrieg zu stürzen. Doch das Reich war mitnichten der einzige Krisenherd: Die seit Monaten grassierende «Spanische Grippe» hatte soziale Spannungen überall in Europa verschärft. In Moskau war die Kommunistische Internationale Anfang März zum dritten Mal zusammengekommen. Und nun stand der 1. Mai unmittelbar bevor. Für Paris befürchtete die französische Regierung angesichts der vielen demobilisierten Soldaten besonders heftige Demonstrationen. Eine Weltrevolution von links schien vielen zum Greifen nahe.

Gleichzeitig ging die koloniale Welt in Flammen auf. Anfang März hatten Nationalisten in Korea versucht, die Unabhängigkeit von Japan zu erklären. Auch im britischen Empire, besonders in Ägypten und Indien, rumorte es. Nur eine Woche vor der Zuspitzung der italienischen Krise hatte das Massaker von Amritsar Hunderte von Indern das Leben gekostet. In China wiederum stand die Bewegung des Vierten Mai in den Startlöchern. Die Protagonisten der Westmächte waren angesichts der Fülle von Herausforderungen heillos überfordert und berieten in den letzten Apriltagen noch stärker als zuvor im exklusiven Rahmen des «Rats der Vier». Ebenso selbstherrlich wie gehetzt versuchten sie unter Ausschluss der Welt, ihren Vorstellungen einer globalen Neuordnung Gestalt zu verleihen.

Die Tränen Orlandos stehen somit symbolisch für eine viel umfassendere Krise. In diesem Moment kündigten sich bereits all die Ordnungskonflikte an, die das 20. Jahrhundert bis an sein Ende prägen sollten: Wilson versus Lenin lautete der erste Antagonismus. Imperialismus versus Dekolonisierung ein zweiter. Nationalismus versus Internationalismus der dritte. Orlandos Tränen und die italienische Agitation gehörten zu Letzterem. Sie standen am Beginn der Genese faschistischer Bewegungen, die die westliche Weltordnung nach 1919 ebenso grundsätzlich infrage stellen sollten wie kommunistische und antikoloniale Bewegungen. Doch ganz so weit war es noch nicht, auch wenn sich für aufmerksame Zeitgenossen die drei Konfliktfelder bereits deutlich am Horizont abzeichneten. Die Diplomaten und Politiker der Westmächte aber blieben

vorerst weitgehend der Großmachtlogik des 19. Jahrhunderts verhaftet: Für sie waren Ende April 1919 die von Italien ausgelöste Krise und die Frage nach dem Frieden mit Deutschland die drängendsten aller Probleme.

Doch in genau dieser Hinsicht kam es in den nächsten Tagen noch schlimmer. Denn nun begann Japan, die einzige anwesende nicht-europäische Großmacht, aufzubegehren. Ihre Delegation drohte ebenfalls mit der Abreise, falls die Westmächte den japanischen Gebietsansprüchen in China nicht nachkämen. Mit einem unübertroffenen *Timing* – Nicolson bezeichnete es als von «erlesener Durchtriebenheit»¹² – sprachen die japanischen Delegationsleiter am Tag nach Orlandos Auftritt bei Präsident Wilson vor und legten ihre Forderungen auf den Tisch.¹³ Jetzt rächte sich, dass die Westmächte all diese Fragen aufgeschoben hatten, weil sie zunächst scheinbar Wichtigeres lösen zu müssen glaubten. Während Monaten hatte sich die Friedenskonferenz auf Probleme wie die deutsch-französische Grenzziehung oder die Neuordnung Osteuropas konzentriert. Die italienischen und japanischen Ansprüche sollten danach in einer knappen Woche, nachdem die Einladung an Deutschland bereits erfolgt war, abgearbeitet werden.

Sisley Huddleston, ein britischer Journalist, sah, was auf dem Spiel stand:

«Während Italien in Aufruhr war, die Großen Vier sich auf die Großen Drei reduziert sahen und selbst ein [erneuter] Krieg niemanden wirklich erstaunt hätte, machten sich die deutschen Bevollmächtigten auf den Weg von Berlin nach Versailles. [...] Doch alldem nicht genug. Japan drohte dem Beispiel Italiens zu folgen. Einen Moment lang schien es unvermeidlich, dass die herbeizitierten Deutschen niemanden vorfinden würden, um sie zu empfangen.»¹⁴

Paris drohte also zu verwaisen. Der Frieden schien in weite Ferne gerückt. Für die Beteiligten hielt der Ostersonntag damit keinerlei Erlösung bereit. Nach einem Tag voller Passion fiel der amerikanische Präsident erschöpft ins Bett, nachdem er noch kurz in der Bibel gelesen hatte.¹⁵ Dem von ihm seit 1917 immer wieder vorgebrachten Ideal eines Friedens ohne Sieger sollte zwar letztendlich eine Auferstehung beschied sein – doch in einer zur grotesken Unkenntlichkeit gewandelten Form. Für den Moment aber regierte in Paris vor allem eins: Chaos, Angst und Emotionalität. Und verantwortlich dafür waren die drei zukünftigen

Achsenmächte. Die Italiener, die bereits wieder abgereist waren, die Japaner, die kurz davorstanden, und die Deutschen, die noch nicht einmal eingetroffen waren.

Eine neue Diplomatie:
Wilsons Moment und Konoos Antwort

Dabei hatte ein halbes Jahr zuvor alles so verheißungsvoll begonnen. Nach dem plötzlichen Zusammenbruch der Mittelmächte hatten gegen Ende 1918 viele auf einen schnellen, globalen, gar gerechten Frieden gehofft. Personifiziert wurde die Euphorie durch Woodrow Wilson, der mit seinem 14-Punkte-Programm einen Entwurf für die Nachkriegsordnung vorgelegt hatte. Ein Eckpfeiler war die Forderung nach einer neuen, volksnahen, offenen Diplomatie, eine Forderung, der er nach seiner Ankunft in Europa selbst nachkam, als er sich auf eine Art *grand tour* begab. Überall begrüßten ihn die Menschen begeistert – so auch in Rom.¹⁶ Doch der Preis für die neue Diplomatie sollte hoch sein: Wilson nährte allorts Hoffnungen, schürte Erwartungen und trug damit seinen Teil zur gesteigerten Emotionalität bei, die im Frühjahr 1919 nicht nur Paris, sondern scheinbar die ganze Welt erfasst hatte.

Inmitten von Chaos und Revolution war ein beunruhigender Nebeneffekt dieser neuartigen Diplomatie, dass Politiker sich mehr denn je mit Ansprüchen und Forderungen aus ihrer Heimat konfrontiert sahen. Stärker als zuvor setzten sie daher auf öffentliche Inszenierungen. Die Überwindung etablierter Rituale schien das Gebot der Stunde. Schließlich war die herkömmliche Diplomatie diskreditiert: Der Ausbruch des Weltkrieges wurde ihr angelastet. Zu den formalisierten und stark codierten Ritualen der Welt vor 1914 führte fünf Jahre später daher kein Weg mehr zurück. Erstmals hatte sich dies bereits 1918 angedeutet, als die Bolschewiki gegenüber den Mittelmächten in Brest-Litowsk auf öffentliche Verhandlungen bestanden hatten. Dabei war ihnen eine publikumswirksame Darbietung gelungen.¹⁷ Dies und die damit einhergehende Denunziation imperialer Ambitionen der Großmächte brüskierten nicht nur die deutschen Diplomaten, die so etwas noch nie erlebt hatten, sondern auch die Entente. Denn zum bolschewistischen Verständnis von öffentlicher Di-

plomatie gehörte, die zaristischen Geheimverträge zu veröffentlichen. Dazu zählte der Londoner Vertrag, der Italiens Kriegseintritt besiegelt hatte. Offensichtlich war nun die Zeit für solch traditionelle Diplomatie vorbei. Was folgte, war der «Einzug von Ideologie» in die zwischenstaatlichen Beziehungen.¹⁸

Von Beginn an implizierte Wilsons Friedensentwurf nicht weniger als eine neue Weltordnung. Doch den Preis für eine *pax americana*, die globale Vormachtstellung der angelsächsischen Welt, waren nicht alle bereit zu zahlen. Am schlagkräftigsten formulierte ein gewisser Konoe Fumimaro, zu diesem Zeitpunkt keine 30 Jahre alt, die Kritik.

Konoe ist eine der schillerndsten Persönlichkeiten der neueren japanischen Geschichte.¹⁹ Dem späteren mehrfachen Premierminister war der politische Aufstieg in die Wiege gelegt: Konoe war das Oberhaupt eines der angesehensten Adelshäuser. Dieses war durch Jahrhunderte der Herrschaft, in denen die eigenen Töchter immer wieder mit dem Kaiser vermählt worden waren, untrennbar mit dem Thron verbunden. Von Konoe wird berichtet, dass er es als Einziger wagte, in Anwesenheit des Tennos mit übereinandergeschlagenen Beinen dazusitzen. Nonkonformistisch, gar rebellisch gab sich der junge Konoe bereits im Umfeld der Pariser Konferenz. Er hatte seine Bühne gut gewählt. Denn entschlossenen Akteuren eröffneten sich im Frühling 1919 ungeahnte Möglichkeiten.

Und Konoe wusste seine Chance zu nutzen. Noch vor seiner Abreise nach Paris, doch pünktlich zur Ankunft des amerikanischen Präsidenten in Europa veröffentlichte er einen viel beachteten Artikel, der zum «Widerstand gegen den englisch-amerikanischen Frieden» aufrief.²⁰ Er offenbarte darin unter anderem seine Sympathien für das Reich, denn er zählte Deutschland wie Japan zu den «nicht-habenden Nationen» und zu den «Großmächten im Entstehen». Gleichzeitig forderte Konoe die Gleichbehandlung aller «Rassen». Der amerikanische Botschafter in Tokio warnte seine Regierung: «Unter diesen Umständen wird Japan die gleiche Haltung wie Deutschland vor dem Krieg einnehmen und den Status quo zerstören wollen.»²¹ Umso besorgter stimmte ihn, dass Konoes Ansichten von vielen japanischen Publizisten geteilt wurden. Auf das Potenzial des Kaiserreiches, die angelsächsische Weltordnung und den imperialen Status quo herauszufordern, hatten Diplomaten seit der Jahrhundertwende hingewiesen. Ähnlichkeiten mit dem Deutschen Reich

waren ihnen dabei nicht entgangen. Doch Japan verfügte über ein Alleinstellungsmerkmal, das es im Kontext kolonialer Expansion gar noch bedrohlicher machte: Sein Erscheinen auf der politischen Weltbühne stellte die Vormachtstellung des «weißen Mannes» nachhaltig infrage.

Konoes Artikel fand schnell Verbreitung. Vor allem in China stieß seine Forderung nach einem Ende der Diskriminierung von Asiaten auf viel Zustimmung. Zu denjenigen, die ihn gelesen hatten, gehörte niemand Geringerer als der Gründer der chinesischen Republik, Sun Yat-sen. Sun war vom Manifest so beeindruckt, dass er sich mit Kono, als dieser auf seiner Reise nach Paris in Schanghai einen Zwischenstopp einlegte, persönlich traf. Andere jedoch reagierten weitaus weniger wohlwollend. Saionji Kinmochi, Konoes Mentor und Japans Delegationsleiter, war angesichts des internationalen Echos, das der Artikel ausgelöst hatte, entsetzt.²² Doch dies hinderte Saionji nicht daran, Kono als Mitglied der japanischen Delegation und als seinen persönlichen Assistenten nach Paris zu bringen.

Saionji besuchte die französische Hauptstadt nicht zum ersten Mal. Drei Jahre nach der Meiji-Revolution (1868) hatte er als einer der ersten Japaner, die in Europa studieren konnten, hier die letzten blutigen Tage der Pariser Kommune erlebt. Während seines Aufenthalts hatte sich auch eine Freundschaft zu Georges Clemenceau entwickelt, der ihn nun fast ein halbes Jahrhundert später als französischer Ministerpräsident empfing. Saionji war der große Alte der japanischen Politik. Er galt bis zu seinem Tod 1940 als Garant für eine vergleichsweise weltoffene, liberale Politik. Seine Entscheidung, den jungen Kono nach Paris mitzunehmen, könnte man auch als Beleg dafür lesen.

Was Kono formulierte, spiegelte ein weit geteiltes Unbehagen nicht-westlicher Eliten gegenüber der Pariser Friedensordnung wider. Zentrale Punkte seiner Kritik entbehrten nicht der Grundlage: Die Verhandlungen und der daraus resultierende Frieden waren tatsächlich eurozentrisch. Wilsons humanistische Ideale voller nationaler Selbstbestimmung und demokratischer Institutionen galten Europa, nicht aber Asien oder Afrika. Das Resultat war eine ganze Reihe folgenschwer Enttäuschter wie etwa Ho Chi Minh, der im Frühjahr 1919 ebenfalls in Paris weilte.²³

Ostasien war, viel stärker als lange angenommen, vom Ersten Weltkrieg betroffen und in ihn involviert.²⁴ In Japan etwa herrschte großes Interesse an den Vorgängen auf den europäischen Schlachtfeldern. Die

japanische Regierung wiederum begrüßte die vorübergehende Abwesenheit der westlichen Großmächte im Osten Asiens. Denn sie stärkte die eigene Dominanz in der Region, was man auszunutzen suchte. Die «Einundzwanzig Forderungen» von Japan an China, gestellt 1915, sind Beleg dafür. Durch sie sollte das Kaiserreich unter anderem die vollständige Kontrolle über die Mandschurei erlangen. Insgesamt hätten sie China zu einer Art japanischem Protektorat verkommen lassen. Politisch isoliert angesichts der anderswo engagierten Großmächte sah sich die chinesische Regierung zunächst gezwungen, teilweise auf die Forderungen einzugehen. Doch nun, am Ende des Krieges, erwies es sich für Japan als schwierig, all dies in Paris sanktionieren zu lassen; nicht zuletzt weil Chinas internationale Stellung infolge seiner Beteiligung am Krieg gestärkt war.

In Japan hatte man sich an die Absenz westlicher Mächte in Ostasien gewöhnt. Entsprechend überrascht waren die Eliten des Landes von den globalen Dimensionen der Friedensfindung. Und entsprechend schlecht vorbereitet war die japanische Delegation.²⁵ Das Außenministerium erkannte erst spät, dass die Verhandlungen in Paris und die sich abzeichnende Gründung eines Völkerbunds auch für das Kaiserreich von großer Bedeutung sein würden. Daher reiste Japan als einzige der fünf Großmächte ohne eigenständigen Vorschlag an, wie ein solcher Bund aussehen sollte.²⁶ Zudem traf die Delegation in Frankreich mit Verspätung ein, da man vom plötzlichen Waffenstillstand in Europa überrumpelt worden war.

Auch die Wahl von Saionji als Delegationsleiter kann als Symptom dafür gelesen werden, dass man die Tragweite der Ereignisse in Europa unterschätzte. Während die anderen Großmächte ihre Premierminister oder Präsidenten schickten, wurde Japan durch einen älteren Adligen vertreten, dessen tatsächliche politische Machtstellung westlichen Beobachtern weitgehend unverständlich war. Ministerpräsident Hara Takeshi hingegen blieb – ebenso wie der Außenminister – wegen dringenderer Geschäfte zu Hause. Während der Verhandlungen aber erwies es sich als Nachteil, dass Japan nicht von seinem Regierungschef vertreten wurde. Die anderen Großmächte nutzten dies als willkommenen Grund, um unter Ausschluss Japans im «Rat der Vier» zu beraten. Das fiel umso mehr ins Gewicht, als spätestens seit den letzten Märzwochen dies das eigentliche Entscheidungsgremium der Konferenz war. Japans Ausschluss

machte für alle sichtbar, wie prekär es um seine Stellung als Großmacht bestellt war.²⁷

Zudem war der japanische Delegationsleiter in Paris so gut wie unsichtbar. Saionji, der die Öffentlichkeit scheute, war damit der Antipode zu Wilson und seiner neuen Art der Diplomatie. Auf dem Höhepunkt der Aprilkrise kam in französischen Zeitungen die Frage auf, ob er überhaupt noch in Paris weile; auch in den Quellen taucht Saionji so gut wie nicht auf, sodass seine Rolle in den Verhandlungen bis heute obskur bleibt.²⁸ Die Strategie, verborgen aus dem Hintergrund die Fäden zu ziehen, mochte in Japan funktionieren und dort sogar ein wesentlicher Grund für seine Machtstellung sein. Im Kontext der Friedensverhandlung wirkte sie dagegen wie aus der Zeit gefallen. Entsprechend belächelten westliche Beobachter Saionjis Verhalten als «orientalisch».²⁹

Damit befand sich das Kaiserreich in einer verzwickten Position. Zwar konzentrierten sich die Pariser Verhandlungen auf Europa und seine Probleme; die Wirkungen der Friedensfindung aber waren global. Die japanische Delegation sah sich zur Teilnahme verdonnert und trotzdem an den Rand gedrängt. Ein Argument für Japans Zurückstellung lautete, dass das Land kaum an europäischen Fragen interessiert sei.³⁰ Und natürlich, Japans Fokus lag auf Asien und damit Thematiken, die die anderen Großen weder verstanden noch wirklich interessierten. Primäres Verhandlungsziel des Kaiserreichs war es, seine Vormachtstellung in Ostasien absegnen zu lassen, die deutschen Kolonien in China beziehungsweise im Pazifik zu erhalten sowie eine «Klausel zur Gleichheit der Rassen» in die Satzung des Völkerbundes einzubringen.³¹ Großbritannien und Frankreich hatten Japan bereits beim Kriegseintritt in gewohnter Manier Kolonien in Aussicht gestellt. Die «Klausel zur Gleichheit der Rassen» hingegen war eine neue Forderung. Sie stieß bei den Briten und Amerikanern auf wenig Gegenliebe und wurde in einer Sitzung der Völkerbundkommission Mitte April abgelehnt. Pikant war, dass die Klausel zunächst mit 11 von 17 Stimmen – darunter diejenigen der französischen, italienischen und chinesischen Delegierten – eine Mehrheit gefunden hatte. Wilson jedoch erklärte umgehend den Vorstoß für gescheitert, da das Resultat nicht einstimmig ausgefallen sei. Eine Annahme der Klausel hätte die prekäre Lage asiatischer Einwanderer in den USA verbessert. Entsprechend enttäuscht reagierte nicht nur die Delegation, sondern auch die japanische Öffentlichkeit.

Kurz vor dem Ausbruch der Aprilkrise befand sich die japanische Delegation damit in einer ebenso isolierten wie prekären Stellung. Zudem mochte sie sich mit der neuartigen Konferenzdiplomatie nicht anfreunden. Ein Grund war, dass Japans Politiker im ausgehenden 19. Jahrhundert intensiv dafür gekämpft hatten, im diplomatischen Konzert der Großmächte mitzuspielen. Die kurzfristigen Regeländerungen amerikanischer Machart kamen für sie nun zur Unzeit und drohten mühsam Erreichtes zu gefährden. Ein zweiter Grund war performativer Natur: So äußerte sich etwa Shidehara Kijūrō, der die Vorbereitungen für Paris koordiniert hatte und der als Außenminister in den Zwanzigern großen Einfluss gewinnen sollte, skeptisch über die Verhandlungsbedingungen in Paris: «Wenn eine solche Konferenz am runden Tisch zustande kommt, ist es schon von vornherein ausgemacht, dass wir, mit Leuten wie mir, die [...] sich ganz ungelentk an der Diskussion beteiligen, Nachteile erleiden werden.»³²

Befürchtungen, auf dem internationalen Parkett und vor der Weltöffentlichkeit nicht überzeugend auftreten zu können, erwiesen sich als begründet: In Paris galten die japanischen Delegierten als die «stillen Partner».³³ Das Verhalten von Makino Nobuaki, der angesichts der Nicht-Präsenz Saionjis als höchster Vertreter fungierte, beschrieb Harold Nicolson als «nicht-eloquent und unartikulierte, beobachtet, beobachtet, beobachtet».³⁴ Mit ihrer zurückhaltenden Emotionslosigkeit erschienen dabei die Japaner so manchem als das pure Gegenteil der Italiener.

Doch vergleicht man die Stellung von Italien und Japan, stechen stärker die Parallelen als die Unterschiede ins Auge. Denn auch die Italiener waren schlecht vorbereitet angereist und verspätet eingetroffen. Auch ihre Anliegen waren lange aufgeschoben worden. Und auch sie pochten auf die Einhaltung eines Geheimvertrages, den sie mit der Entente 1915 geschlossen hatten. Dieser stellte ihnen reiche Beute in Aussicht: Südtirol, Gebiete in Dalmatien, Istrien, der Türkei und in Afrika. All dies hätte Italien zur dominanten Macht im Mittelmeerraum gemacht. All dies hatte das Land in den Krieg gelockt. Doch wie die Japaner bestanden die Italiener nicht nur auf den bei Kriegseintritt von der Entente gemachten Versprechen; vielmehr forderten sie mit der Hafenstadt Fiume nun Zusätzliches. Der Eindruck entstand, Italien sei nicht nach Paris gekommen, um aktiv eine neue Weltordnung mitzugestalten, sondern um seine Beute abzuholen. Dies brachte ihnen die Gegnerschaft Wilsons ein, der jegliche

Geheimverträge ablehnte, da diese seinem Ideal einer offenen Diplomatie widersprachen.

Nun sollte für Italien nicht mehr rausspringen als Südtirol, Trentino, Julisch-Venetien sowie Teile Dalmatiens und Istriens – jedoch nicht Fiume. In den Augen Wilsons war dies bereits ein großes Zugeständnis, verstieß doch der italienische Anspruch auf Südtirol, aber auch auf jugoslawische Gebiete allzu offensichtlich gegen das Ideal nationaler Selbstbestimmung. Für die italienische Seite aber war dies zu wenig. Entgegen der gemachten Zusagen drohte man auch in Bezug auf die Aufteilung der deutschen Kolonien leer auszugehen. Es schien, als wollte Wilson an Italien ein Exempel statuieren, um damit für alle sichtbar den Bruch mit der Vorkriegsdiplomatie und ihren Geheimverträgen ein für alle Mal zu vollziehen.

Wie die Japaner wurden die Italiener von den restlichen Großmächten nicht für voll genommen. Beider Großmachtstellung war stets prekär. Und beide wussten nur allzu gut um ihre Verwundbarkeit und Schwäche im Konzert der Großen. Ausdruck fand diese auch in der Wahl der offiziellen Sprachen der Konferenz: Englisch und Französisch. Als der italienische Außenminister Sidney Sonnino verlangte, dass auch Italienisch offizielle Sprache sein müsse, weil man sich sonst «herabgesetzt und ausgeschlossen» vorkäme, antwortete ihm Lloyd George schnippisch: «Warum dann nicht gleich auch noch Japanisch?» und brachte damit die von ihm empfundene hierarchische Ordnung der Großmächte auf den Punkt.³⁵

Von den fünf Großmächten, die am Ende des Weltkriegs verblieben, konkurrierten Italien und Japan somit um die Plätze vier und fünf. Eine eindeutige Rangfolge ließ sich nicht festlegen, da aus einer eurozentrischen Sicht Italien der Vorrang zustehen mochte, aus einer globalen und geopolitisch argumentierenden hingegen die Stellung Japans stärker erscheinen musste. Für viele blieb Italien daher die letzte aller Großmächte, eine Quasi-Großmacht mit begrenztem militärischen und ökonomischen Potenzial.³⁶

Die Herabsetzung Italiens und Japans war in vielerlei Hinsicht nur allzu real. Oft war sie stark rassistischer Natur. In welcher unangenehmer Position sich gerade die japanische Delegation in dieser Hinsicht befand, zeigt eine Bemerkung Clemenceaus, eigentlich ein Freund Saionjis und Bewunderer ostasiatischer Kultur. Der französische Präsident raunte sei-

nem Außenminister während einer Sitzung zu: «Sich vorzustellen, dass es blonde Frauen auf der Welt gibt; und wir befinden uns hier eingeschlossen mit diesen Japanern, die so hässlich sind!»³⁷ In Bezug auf die rassistischen und geschlechterspezifischen Zuschreibungen befanden sich Japan und Italien damit in einer konträren Position, die aber gleichzeitig einen komplementären Charakter aufwies: Denn während Italien, wie die Urteile über Orlandos Tränen zeigen, die Rolle der «weiblichen» und emotionalen Nation zukam, erschien Japan wahlweise als «emotionslos», «schweigend», unterkühlt, unattraktiv und somit als das pure Gegenteil der «blonden Frau».³⁸ Diese wiederum fungierte, zwar von den eigentlichen Verhandlungen ausgeschlossen, doch gleichsam aufgewertet durch Clemenceau, als eine Chiffre der Überlegenheit der «weißen Rasse». Aus dieser Perspektive betrachtet, war die Distanz zwischen Japan und Italien, trotz der ähnlichen Stellung, unüberbrückbar weit.

Kritik an Japans Auftritt kam nicht nur von außen, sondern auch mitten aus der eigenen Delegation. Dies war auch ein Konflikt der Generationen. Denn eine ganze Reihe jüngerer Delegierter befürwortete ausdrücklich die «neue Diplomatie».³⁹ Vielen von ihnen war später eine große Karriere beschert. Nicht weniger als drei künftige Premierminister und neun Außenminister waren Teil der japanischen Delegation.⁴⁰ Konoe etwa beklagte die mangelnde Weltgewandtheit der japanischen Diplomaten: «Die Weltsicht der Amerikaner ist global, die der Japaner hingegen ist eng», lautete sein Fazit.⁴¹ Doch im Gegensatz zu Shidehara begrüßte er ausdrücklich die neue Zeit als ein «Zeitalter der Volksdiplomatie und der öffentlichen Diplomatie».⁴² Matsuoka Yōsuke, ein Delegierter, späterer Außenminister und Architekt des Dreimächtepakts, zog ganz ähnliche Schlüsse aus seinen Pariser Erlebnissen.⁴³ Kritisch äußerte sich auch Nakano Seigō, der als Korrespondent in Paris weilte und später, in den Dreißigerjahren, Führer einer faschistischen Partei wurde. Auch er warf der japanischen Delegation Versagen vor.⁴⁴ Für alle drei hielt die Friedenskonferenz vor allem eine Lektion bereit: nämlich in globalen Bezügen zu denken. Konoe tat dies ausdrücklich mit Verweis auf den italienischen Eklat, den er genau mitverfolgt hatte. Er betonte, dass die Amerikaner in Paris für jedes Thema und Problem einen Experten vor Ort gehabt hätten; im Konflikt um Fiume hätten sie deshalb entsprechend selbstbewusst agiert.⁴⁵

Im Laufe der Verhandlungen zeigte sich die Hybris der westlichen Großmächte immer deutlicher. Denn mit der «öffentlichen Diplomatie» war es letztendlich nicht weit her. Auf dem Höhepunkt der Krise entschieden eine Handvoll weißer Männer, Tag für Tag zusammengepfercht in einem Raum, über das Schicksal der Welt. Das Resultat war eine Diplomatie «höchster Geheimhaltung».⁴⁶ Dass sich überall Widerstand regte, dürfte kaum erstaunen. Es entbehrt dabei nicht der Ironie, dass eine massenwirksame Inszenierung diplomatischer Verhandlungen bei gleichzeitig höchster Geheimhaltung und unter Ausschaltung traditioneller außenpolitischer Kanäle rund zwanzig Jahre später zum Markenzeichen der Achsenmächte werden sollte.

Verpasste Chancen

Es heißt, Paris sei 1919 die Hauptstadt der Welt gewesen.⁴⁷ Mag sein, doch war dies eine Welthauptstadt, deren Protagonisten die Kontrolle über die «Peripherien» zu verlieren drohten. So war etwa Asien im Frühling 1919 in weite Ferne gerückt: Zwei der drei wichtigsten Verbindungsleitungen nach Osten waren infolge des Krieges außer Betrieb. Verzögerungen in der Kommunikation mit dem Rest der Welt waren daher an der Tagesordnung.⁴⁸ In den letzten Tagen des Aprils stand gar die Konferenz und damit der Frieden auf der Kippe. Mit der Abreise der Italiener, den Drohungen der Japaner und der bevorstehenden Ankunft der Deutschen sahen sich die drei Großen in einer schwierigen Position. Die unüberblickbare Lage in Russland und Unruhen in zahlreichen Kolonien trugen das Ihre zur nervösen und gedrückten Stimmung in der französischen Hauptstadt bei. Voller Sorge sprach Wilson von einem «entscheidenden Moment in der Geschichte der Welt».⁴⁹

Doch nutzten die Italiener und Japaner die Gunst der Stunde, indem sie kooperierten? Selbstverständlich beobachteten die Diplomaten beider Länder die Forderungen und Verhandlungsfortschritte der jeweils anderen Seite genau. So finden sich in den Dokumenten des japanischen Außenministeriums ausführliche Analysen des «italienischen Problems».⁵⁰ In ihnen wird die von Italien ausgelöste Krise als die größte Herausforderung der Friedensverhandlungen beschrieben. Daher erstaunt es wenig,

dass am Tag nach Orlandos emotionalem Ausbruch Makino ihn aufsuchte, um Italien Unterstützung in Aussicht zu stellen. Beide zeigten sich dabei entschlossen und hätten «wie unter Freunden» geheime Informationen ausgetauscht.⁵¹ Die japanische Seite diskutierte in diesen Tagen auch die Möglichkeit einer Vermittlung.⁵²

Doch trotz dieser insgesamt hohen Sensibilisierung für die italienische Krise und der offensichtlichen Sympathien, die japanische Diplomaten für das Land hegten, kam es zu keiner Kooperation. Außenminister Sonnino, der noch ein paar Tage länger als Orlando in Paris blieb, empfing niemanden, wie einer seiner Mitarbeiter vermerkte: «Nicht einmal den Botschafter Japans, der in Hinblick auf die Aspirationen seines Landes [...] unsere Situation aus nächster Nähe verfolgt hatte und der gekommen war, uns seine Sympathien auszudrücken».⁵³ Mehr noch, am 27. April wies Sonnino die Botschaft in Washington an, gegenüber den amerikanischen Zeitungen jeglichen Eindruck einer Verbindung zwischen den italienischen und japanischen Anliegen zu vermeiden.⁵⁴

Ein paar Tage später, nachdem auch Sonnino und mit ihm die gesamte italienische Delegation Paris den Rücken gekehrt hatte, war an eine Zusammenarbeit vor Ort erst recht nicht mehr zu denken. Anstelle einer direkten Kooperation diskutierte man auf japanischer Seite nun, wie man die Krise am besten für die eigenen Zwecke nutzen könnte.⁵⁵ So ist dem Tagebuch des in Japan verbliebenen Premiers Hara zu entnehmen, dass Anfang Mai in Tokio Überlegungen kursierten, die «Klausel zur Gleichheit der Rassen» in Paris nochmals vorzubringen, da man sich nun in einer günstigen Verhandlungsposition befände.⁵⁶

In Japan stieß all das auf großes mediales Interesse. Zeitungsleser konnten sich über die italienische Krise auf Tagesbasis informieren.⁵⁷ Auch Fachzeitschriften wie die *Gaikō jihō* analysierten die Situation ausführlich.⁵⁸ Zahlreiche Journalisten wiesen darauf hin, wie stark die Probleme der beiden Länder miteinander verflochten seien.⁵⁹ Die *Asahi*, eine der meistgelesenen Tageszeitungen Japans, prophezeite ernsthafte Schwierigkeiten, falls die Probleme beider Länder «nicht zusammen gelöst» würden.⁶⁰ Auch war die Rede davon, dass «jüngst eine Verstärkung der Freundschaft zwischen Italien und Japan zu beobachten» sei.⁶¹ Nach der Abreise der Italiener forderten zudem zahlreiche Medien lautstark, Japan solle dem italienischen Vorbild folgen. Die Impulsivität der Handlung beeindruckte: Ein Journalist wünschte sich, das japanische Volk möge von so

heroischer Leidenschaft und Emotionalität wie das italienische sein.⁶² Und ein Korrespondent der *Ōsaka mainichi* berichtete, ein italienischer Delegierter habe ihn bei der Hand genommen und gesagt: «Mein Freund, wann reisen die Japaner von der Konferenz ab? Nun seid ihr an der Reihe.»⁶³ Insgesamt eignete sich die Thematik vorzüglich, um Kritik an der Passivität der eigenen Delegation zu üben.

Ein ganz ähnliches Bild bot die italienische Presse: Die Krise, die Japan auslöste, verfolgte sie gebannt. Die Turiner *La Stampa* etwa spekulierte Ende April über die Möglichkeit einer japanischen Abreise.⁶⁴ Man hoffte, dass damit die Konferenz noch stärker in die Krise schlittern würde. Doch in beiden Ländern fehlte es an konkreten Vorstellungen, wie eine Kooperation aussehen könnte. Vielmehr spekulierten Journalisten beiderseits auf positive Effekte, die sich von selbst aus der Parallelität der Situationen ergeben würden. Als aber schließlich Gerüchte von geheimen Absprachen zwischen Italien und Japan aufkamen, tendierten die Medien in den beiden Ländern dazu, diese zu negieren.⁶⁵ Offensichtlich bestanden beiderseits Befürchtungen, dass schon der Verdacht einer Kooperation das Verhältnis zu den Vereinigten Staaten weiter eintrüben könnte.

Während die Politiker und Diplomaten beider Länder sich nicht absprachen und die Medien zwar spekulierten, aber wenig Konkretes vorschlugen, gewann in der Fantasie der drei anderen Großmächte das Gespenst einer japanisch-italienischen Kooperation an Kontur. Denn noch weit konsequenter als die Entscheidungsträger und Journalisten der künftigen Bündnispartner dachten einige ihrer Gegenspieler aus den USA, Großbritannien und Frankreich in global verflochtenen Kontexten. Die unheilvolle Verbindung zwischen beiden Krisen war jedoch auch nur schwer zu übersehen: Ein Telegramm des amerikanischen Botschafters aus Rom etwa, das am 24. April in Paris eintraf, beschrieb, wie eine Menschenmenge feiernd vor die japanische Vertretung gezogen sei.⁶⁶

Wilson, der als Amerikaner stärker als manch anderer den Blick nach Osten und in den Pazifik richtete, fürchtete sich vor einer Abreise der Japaner. Privat betonte er, dass der italienische Fall verglichen damit «nur ein Sturm in einem Wasserglas» sei. Auch die internationale Presse, insbesondere in Großbritannien und den Vereinigten Staaten, zeigte Nerven und wies besorgt auf die Verbindungen zwischen den italie-

nischen und japanischen Forderungen hin.⁶⁷ So berichtete die *New York Times* am 26. April über Gerüchte, dass Japans Abreise unmittelbar bevorstehe.

All dies zeigte Wirkung: Auf den Hinweis von Wilsons Pressesprecher, dass die Weltmeinung auf der Seite Chinas stehe, antwortete der Präsident: «Mir ist das auch bewusst. Aber was wird aus dem Völkerbund, falls Italien fern bleibt und Japan nach Hause geht?»⁶⁸ Die Situation bereitete ihm Kopfzerbrechen, auf dem Höhepunkt der Krise konnte er kaum noch schlafen.⁶⁹ Die letzten Apriltage waren daher für ihn die «anstrengendsten und aufreibendsten» der gesamten Konferenz.⁷⁰ Schließlich entschied er sich, seine Ideale über Bord zu werfen und Japans territorialen Forderungen gegenüber China nachzugeben. Die chinesische Delegation hatte dies kommen sehen; allen voran der junge Diplomat Wellington Koo, der in den Dreißigerjahren zum profiliertesten Gegenspieler Japans im Völkerbund werden sollte. Italiens Rückzug hatte ihn erschüttert, weil er wusste, dass dies Japans Position stärken würde.⁷¹

Die Strategie der japanischen Delegation, die Krise zu nutzen, ging also weitgehend auf. Auch wenn die «Klausel zur Gleichheit der Rassen» weiterhin keine Zustimmung fand, so setzte man zumindest die territorialen Forderungen durch. Der Preis für die Beschwichtigung der Japaner aber war hoch. Von allen Niederlagen Wilsons sei dies die ungeheuerlichste, urteilte auf britischer Seite Harold Nicolson.⁷² Als fatal erwies sich insbesondere, dass Wilsons Antwort widersprüchlich ausfiel: Im italienischen Fall blieb er hart, im japanischen gab er nach. Aus italienischer Sicht hatte Wilson auf Kosten Italiens seine «Jungfräulichkeit wiederhergestellt».⁷³

Doch vor allem für China hatte sein Nachgeben dramatische Folgen. Ohne die Friedensverträge zu unterzeichnen, reiste die chinesische Delegation aus Paris ab. In China waren die Vorgänge der unmittelbare Auslöser für die Bewegung des 4. Mai. Vieles, was später in Ostasien folgte – insbesondere Japans gewalttätige, oft überreizte Reaktionen auf den sich im Laufe des nächsten Jahrzehnts konkretisierenden nationalen Einigungsprozess Chinas –, ging damit auf die Krise im Frühling 1919 zurück. Letztendlich mochte sich in Paris, wie das Nachgeben Wilsons gegenüber Japan implizierte, nochmals herkömmliche Machtpolitik mit ihrem Fokus auf imperialen Interessenausgleich und ihren überkommenen Formen «alter», geheimer Diplomatie durchgesetzt haben. Doch die Tatsache, dass

das Vorgehen Wilsons alle selbstgesetzten Prinzipien Hohn strafte, blieb nicht unbemerkt. Sie löste weltweit Verwerfungen aus. Deren Folgen jedoch sollten sich ein für alle Mal nicht mehr von Paris aus, dieser bereits 1919 prekären Hauptstadt der Welt, kontrollieren lassen.

Deutsche Abwesenheit

Deutschland war lange der große Abwesende des Pariser Frühlings 1919. Am 18. April hatten die Alliierten die Deutschen nach Paris bestellt, und eigentlich war ihre Ankunft für den 25. vorgesehen. Nun aber verzögerte sich die Ausformulierung des Vertrags weiter. Schuld waren die abgereisten Italiener: Es war völlig unklar, ob und wie man sie integrieren konnte. Die Delegationsleiter wiesen das Vertragskomitee an, jede Erwähnung Italiens oder der «fünf Alliierten» zu vermeiden; doch kurz darauf erhielten sie die Rückmeldung, dass es unmöglich sei, das Königreich vertrags-technisch einfach zum Verschwinden zu bringen.⁷⁴ Zudem bestand die Befürchtung, dass sich die Deutschen kaum auf ein halb gares Vertragswerk einlassen dürften.⁷⁵ Solange aber kein Entwurf vorlag, blieb der deutschen Seite nichts anderes übrig, als weiter zu warten.

Gleichwohl war Deutschland zu diesem Zeitpunkt in den Überlegungen der Entscheidungsträger der Entente allgegenwärtig. Denn auf einmal glaubte man überall bedrohliche Bündnisoptionen für die militärisch geschlagene Nation zu erkennen. Wilson war Ende April von der Angst beherrscht, dass Japan ein Bündnis mit Deutschland und Sowjet-Russland eingehen könnte.⁷⁶ Auch Winston Churchill warnte davor:

«Im Endeffekt könnten wir uns mit einer räuberischen Konföderation konfrontiert sehen, die sich vom Rhein bis nach Yokohama erstreckt, damit die vitalen Interessen des britischen Imperiums in Indien und anderswo bedroht und letztendlich die Zukunft der Welt gefährdet.»⁷⁷

Alles hing nun global mit allem zusammen: Angelsächsische Befürchtungen vor einer Bündnispolitik in der Tradition des Mächtesystems des 19. Jahrhunderts verschmolzen im Frühjahr 1919 mit der Angst vor einer kommunistischen Weltrevolution. Zwei Jahrzehnte später sollte eine ähn-

liche Konstellation in der Form eines eurasischen Kontinentalblocks erneut für Unruhe sorgen.⁷⁸

Vor dem Hintergrund solcher geopolitischer Bedrohungsszenarien erschienen Deutschland und Japan kulturell miteinander verwandt: US-amerikanische Medien, aber auch Kongressmitglieder, bezeichneten Japan als «absolutistisch» und als «zweites Deutschland».⁷⁹ Lloyd George wiederum sprach von den «Preußen des Fernen Ostens».⁸⁰ Auch manch anderer bezichtigte Japan eines preußischen Militarismus, ein Vorwurf, der seit dem Ende des 19. Jahrhunderts immer mal wieder Konjunktur hatte.⁸¹ Auf dem Höhepunkt der Aprilkrise waren Ängste vor einer japanisch-deutschen Annäherung somit weit verbreitet.

Wie aber reagierte die deutsche Seite auf das Chaos in Paris? Selbstverständlich lag es in ihrem Interesse, dass sich die Siegermächte untereinander zerstritten. Ernst von Weizsäcker, der spätere Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, etwa empfahl Mittel April 1919, so schnell wie nur möglich die «Differenzpunkte zwischen den einzelnen Entente-Genossen zu ermitteln».⁸² Doch trotz aufkeimender Hoffnungen geschah nichts. Das lag nicht zuletzt an der deutschen Abwesenheit. Weizsäcker hatte die globale Isolation Deutschlands richtig erkannt, als er resigniert notierte: «Man will uns die Chancen des Völkergewimmels in Paris nicht bieten.»⁸³

Die deutsche Delegation traf schließlich am 29. April in Versailles ein. Doch selbst hier war man weiter zur Untätigkeit verdammt. Die nächsten sieben Tage wären theoretisch genau der Moment gewesen, in dem sich angesichts der Krise eine Kontaktaufnahme zu Japan oder Italien angeboten hätte. Doch außerhalb von Paris in Versailles untergebracht fanden sich die Deutschen weiter isoliert. Ein mannshoher Bretterzaun riegelte ihr Quartier ab. Ein Delegationsmitglied fühlte sich wie ein «Bewohner eines Negerdorfes in der Völkerschau».⁸⁴ Aus dieser Perspektive implizierte die Niederlage die Kolonisierung Deutschlands, eine Vorstellung, die während der Weimarer Zeit virulent bleiben sollte.

Am 7. Mai konnte die deutsche Delegation den Friedensvertrag endlich in Empfang nehmen; erst zu diesem Zeitpunkt kam es zur ersten Begegnung mit den Vertretern der Entente. Doch nun war es für eine Kooperation mit Italien oder Japan fast schon wieder zu spät. Denn die Aprilkrise war überwunden. Die Japaner waren besänftigt. Und just am Tag vor der Vertragsübergabe waren auch die Italiener, geschlagen und

gedemütigt, nach Paris zurückgekehrt. Da in ihrer Abwesenheit die Geschäfte einfach weiterliefen und die Ankunft der Deutschen unmittelbar bevorstand, war die Rückkehr die einzig verbleibende Option, wollte man nicht Gefahr laufen, bei den Verträgen außen vor zu bleiben. Internationale Beobachter werteten Italiens zweiten Gang nach Paris als Niederlage; ebenso wie die italienische Öffentlichkeit, was weiter zur Diskreditierung der Regierung und zu ihrem baldigen Fall beitrug.

Damit aber agierte die Entente, wie die Deutschen zu ihrem Leidwesen feststellen mussten, wieder geeint. Gleichzeitig sorgten die Bedingungen des Vertrags für Entsetzen: Insgesamt sollte Deutschland auf europäischem Boden gut zehn Prozent seiner Bevölkerung und seines Staatsgebietes einbüßen.⁸⁵ Noch weit gewaltiger waren die Verluste in Übersee – insbesondere flächenmäßig: In Afrika und im Pazifik gingen Gebiete von fast drei Millionen Quadratkilometern verloren.⁸⁶

Den Vertragsentwurf in den Händen, kehrte der deutsche Außenminister Ulrich von Brockdorff-Rantzau im Juni für Beratungen nach Berlin zurück. In den emotionalen Gesprächen, die in den nächsten Tagen folgten, betonte er: «Japan hat ein lebhaftes Interesse, Deutschland nicht weiter zu schwächen.»⁸⁷ In Bezug auf Italien fiel sein Urteil noch eindeutiger aus: «Man kann sagen, daß Italien innerlich schon auf unserer Seite steht.»⁸⁸

Doch trotz solcher Einschätzungen kam es auch jetzt zu keinen Kontaktaufnahmen zu Italien oder Japan. Insgesamt waren die Hürden für eine Kooperation auch denkbar hoch: Schließlich befand sich Deutschland mit Japan und Italien noch im Kriegszustand und sah sich von deren Seite mit finanziellen und territorialen Forderungen konfrontiert. Italien galt zudem, da es vom Dreibund mit Deutschland und Österreich-Ungarn abgefallen und 1915 auf Seite der Entente in den Krieg eingetreten war, vielen in Deutschland als Verräter – auch wenn es sich dabei um ein Defensivbündnis gehandelt hatte und das Königreich daher legalistisch betrachtet nicht vertragsbrüchig geworden war. Gegenüber Japan waren solche Animositäten weniger verbreitet. Die kriegerischen Auseinandersetzungen in Asien waren von überschaubarem Ausmaß gewesen; zudem hatte man die deutschen Kriegsgefangenen zuvorkommend behandelt. Dennoch hatte der Krieg die Distanzen zum Kaiserreich größer und nicht kleiner werden lassen.

Die berechtigten Hoffnungen der Deutschen, in einem Aushandlungs-

prozess den Vertragsentwurf abzuschwächen, blieben unerfüllt. Alle Einwände und Drohungen – auch hier erneut mit der Abreise – fruchteten nicht. Am 28. Juni schließlich unterzeichneten die Vertreter des Reichs den Friedensvertrag, ohne dass er in irgendeinem wesentlichen Punkt revidiert worden wäre. Letztendlich also hatte Deutschland in keiner Weise aus der Aprilkrise Nutzen ziehen können.

Die Deutschen empfanden den Vertragsentwurf als eine Katastrophe. In seiner kollektiven Ablehnung war das Land nun plötzlich wieder geeint. Wie hatte es so weit kommen können? Natürlich standen in der Zeit zwischen dem Waffenstillstand und der Unterzeichnung des Vertrages die Vorzeichen für eine Außenpolitik Deutschlands, die ihren Namen verdient hätte, denkbar schlecht. Doch nicht allein Sachzwänge und fehlende Spielräume waren für das Scheitern deutscher Diplomatie verantwortlich. Angesichts des von Wilson im Kontext des Waffenstillstands in Aussicht gestellten Verständigungsfriedens hatte man das eigene Mitspracherecht lange überschätzt. Gleichzeitig erwiesen sich Politiker und Diplomaten für die Herkulesaufgabe als denkbar schlecht gerüstet. So fehlte es etwa an Italien- oder Japanexperten. Dass die deutschen Delegationsmitglieder insgesamt die Länder der Gegner nicht aus eigener Anschauung kennen würden, bemängelte auch Matthias Erzberger, der für das Reich 1918 den Waffenstillstand unterzeichnet hatte, wofür er zwei Jahre später mit seinem Leben bezahlte.⁸⁹

Das Auswärtige Amt hatte es verpasst, eigene Konzepte für die sich abzeichnende neue Weltordnung zu entwickeln. In bemerkenswerter Parallelität zu Japan und Italien fanden deutsche Entscheidungsträger zu keiner Vision einer globalen Nachkriegsordnung; vielmehr versteiften sie sich in oppositioneller Haltung zum Versailler Vertrag. Dies zeigte sich in der Fixierung auf die Kriegsschuldfrage, wofür das Auswärtige Amt bereits Ende 1918 ein eigenes Referat eingerichtet hatte. Die Frage nach der Kriegsschuld war mit derjenigen nach Reparationen unlösbar verbunden. Dies macht verständlich, wieso man sich auf diesen Punkt derart einschoss. Doch der Preis dafür war hoch. Die Kriegsschuldfrage lenkte den Blick zurück auf die Vorgänge vom Sommer 1914 und nicht nach vorn in Richtung Gestaltung einer Nachkriegsordnung.

Die deutsche Haltung im Pariser Frühling 1919 wurde auch durch die innenpolitischen Krisen und sozialen Verwerfungen zu Hause beeinflusst. Bereits die Novemberrevolution hatte den Blick stark nach innen gelenkt.

In der Folge erschütterten bürgerkriegsähnliche Zustände das Land. In Berlin war der Spartakusaufstand im Januar blutig niedergeschlagen worden, in anderen Großstädten entstanden Räterepubliken. In diesem Kontext glaubten sich viele in einer «verkehrten Welt», der alle Ordnung und Orientierung abhandengekommen war.⁹⁰ Bereits während des Weltkriegs waren Hunderttausende an Unterernährung gestorben. Da die Blockade der Entente auch nach dem Waffenstillstand anhielt, durchlebte das Land einen weiteren Hungerwinter.

Gleichzeitig waren nicht nur die Öffentlichkeit, sondern auch die politischen Eliten über die Vorgänge in Paris mehr schlecht als recht informiert. Ernst von Weizsäcker etwa schrieb: «Von dem, was auf der Welt außerhalb Deutschlands vor sich ging, drang nicht viel zu uns. Wir hatten genug mit uns selbst zu tun.»⁹¹ So gesehen war Deutschland im Pariser Frühling 1919 gleich in doppelter Hinsicht der große Abwesende: einerseits physisch, weil die deutsche Delegation erst spät vorgelassen wurde, andererseits auch mental, weil die Politik für die komplexen, globalen Vorgänge, die sich in Paris abspielten, wenig Gespür zeigte.

Dies färbte auch auf die Bevölkerung ab: Zumindest lässt sich die starke innere Agitation angesichts der territorialen Verluste in diesem Sinne interpretieren. Die Chancen, die die Friedensordnung für Deutschland bot – einerseits angesichts der Tatsache, dass die relative Positionierung des Reichs in einem nationalstaatlich zersplitterten Kontinentaleuropa stärker denn je war, andererseits aufgrund der sich längerfristig abzeichnenden Dekolonisierung der außereuropäischen Welt –, erkannten nur wenige.

All dies ist insofern bemerkenswert, als das Reich in den Jahren vor 1914 und unmittelbar nach Kriegsausbruch durchaus eine Politik globaler Reichweite verfolgt und weltweite Ambitionen gepflegt hatte. Spätestens um 1900 sah man sich selbst als Weltmacht. Ein Kolonialreich in Übersee sollte auch Deutschland einen Platz an der Sonne garantieren. Der Wunsch nach Weltgeltung und die Genese von Weltpolitik waren Ausdruck einer spezifischen Form deutschen Globalismus. Sie war wesentlich geprägt von und verbunden mit der Person des Kaisers. Entsprechend versuchte im Sommer 1914 das Auswärtige Amt, eine Strategie weltweiter Revolutionen insbesondere gegen das britische Imperium zu fahren; das zeugt von der Bedeutung, die man auf deutscher Seite den Kolonien im Weltkrieg beimaß.⁹² Doch schnell stellte sich heraus, dass Großbritannien

sowie Frankreich das globale Spiel mit den Kolonien weit besser beherrschten. Der Großteil der deutschen Überseebesitzungen ging aus geopolitischen Gründen im ersten Jahr des Weltkriegs verloren und der kümmerliche Rest, verstreut und isoliert, konnte nichts zum Kriegsbedarf beitragen. Gleichzeitig scheiterte die Strategie peripherer Revolutionen. Die Entente wiederum tat alles dafür, Deutschland und seine mitteleuropäischen Verbündeten so schnell wie möglich zu isolieren. Ihre Truppen zerstörten systematisch Unterwasserkabel sowie Sendemasten, die erst kurz vor Kriegsausbruch in den Kolonien errichtet worden waren.⁹³ Die Abspaltung des Reiches vom weltweiten Nachrichtenverkehr war die Folge.

Deutschland sah sich durch den Krieg daher auf Europa zurückgeworfen – dies nicht nur in militärischer und ökonomischer, sondern auch in mentaler Hinsicht. Das Globale nutzte und verkörperte nun der Feind, zunächst Großbritannien und danach vor allem die Vereinigten Staaten. In den europäischen Grabenkämpfen feststeckend, bekam man von der Globalisierung des Krieges, die sich in der Zeit nach dem amerikanischen Kriegseintritt weiter beschleunigte, kaum noch etwas mit. Deutschland empfand sich, wie Wilhelm II. es bei Kriegsausbruch bereits prophezeit hatte, «gegen eine Welt von Feinden kämpfend», einsam und isoliert.⁹⁴ Und entsprechend bedrohlich und negativ verfärbte sich jegliche Konnotation von Welt und Globalität. Doch die Ausrichtung auf innenpolitische Kontexte und das Unvermögen, eine neue Weltordnung in ihren globalen Kontexten zu denken, schränkten die Handlungsspielräume der deutschen Protagonisten im Frühjahr 1919 entscheidend ein.

Eigentlich war die Idee einer deutsch-japanischen Kooperation nicht völlig aus der Luft gegriffen. Dies lag nicht zuletzt an den intensiven Beziehungen beider Länder, die weit ins 19. Jahrhundert zurückreichten. Vor allem in Militärkreisen verfügte Deutschland in Japan auch während des Weltkrieges über viele Freunde, und die Entscheidung, aufseiten der Entente zu kämpfen, war nie ganz unumstritten gewesen. In den Archiven sind Spuren von beidseitigen Kontaktaufnahmen, die in Richtung Kooperation deuteten, für die Jahre 1915 bis 1917 zu finden.⁹⁵ Zeitweise bemühte sich die deutsche Seite auch um einen Separatfrieden mit Japan. Anfang 1917 kam es gar zu einer versuchten Annäherung an Japan und Mexiko, wobei es um einen Angriff auf die USA ging.⁹⁶ Und als im Juni 1918 die Deutschen vor Paris standen und ein Sieg in Griffweite schien,

dachte der damalige japanische Premierminister Generalfeldmarschall Terauchi Masatake mal wieder laut über ein deutsch-japanisches Bündnis nach.⁹⁷ Kurz nach Kriegsende wollten mehrere in Europa stationierte japanische Militärattachés Deutschland besuchen, worauf man in Berlin jedoch mit großer Zurückhaltung reagierte.⁹⁸ Gerade für die erste Jahreshälfte 1919, und dies ist angesichts der Vorgänge in Paris bemerkenswert, lassen sich daher in den Archiven keine Belege für ernsthafte Kooperationsversuche finden.

Zugänglicher zeigten sich da schon Teile der deutschen Bevölkerung. Die Uneinigkeiten zwischen den alliierten Großmächten gaben Grund zur Hoffnung.⁹⁹ Thomas Mann etwa notierte am 15. Juni in sein Tagebuch: «Die Affenkomödie des Friedens zieht sich weiter hin. Japan hat sich eingemischt, unter Androhung eines Bündnisses mit Rußland und Deutschland.»¹⁰⁰ Kurz vor Vertragsunterzeichnung spekulierte also mancher erneut über einen Kontinentalblock. Flankiert wurde dies von der Vorstellung, dass Deutschland mit Japan an seiner Seite im Weltkrieg wohl nicht unterlegen gewesen wäre.¹⁰¹ Somit wiederholte sich auch im Reich das Muster, das bereits für Italien und Japan zu beobachten war: Insgesamt spekulierte die politisch informierte Öffentlichkeit variantenreicher und hoffnungsvoller als die Diplomaten und Politiker über eine Annäherung zwischen den künftigen Achsenpartnern.

Auf japanischer Seite wiederum blieben in der unmittelbaren Nachkriegszeit die Meinungen gespalten. Einerseits verneinten die Zeitungen den Vorwurf, Japan sei das Deutschland Ostasiens. Andererseits spekulierten während der Aprilkrise einige Medien ganz offen über die Möglichkeit einer Kooperation und von Direktverhandlungen mit dem Reich.¹⁰² Gleichzeitig hielt sich die Idee, das Eintreten Japans für England im Weltkrieg sei ein Fehler gewesen, da sich dadurch das Gleichgewicht der Welt zum eigenen Nachteil verschoben habe. So betonten einige der noch lebenden Meiji-Oligarchen, darunter Yamagata Aritomo, Ōkuma Shigenobu und Gotō Shinpei, kurz nach dem Krieg in Gesprächen mit dem deutschen Botschafter Wilhelm Solf ihre grundsätzliche Abneigung gegen die Entente.¹⁰³ Sie alle kannten und schätzten Deutschland, teilweise hatten sie dort studiert. Die Meinung, man möge es das nächste Mal doch mit dem Reich als Verbündeten versuchen, war in diesen Kreisen weiterhin verbreitet, blieb aber trotzdem eine Minderheitenposition. Denn insgesamt waren die Distanzen zwischen den beiden Ländern nach wie vor

groß. Japanische Korrespondenten wurden erst in der zweiten Jahreshälfte 1919 wieder ins Reich gelassen, sodass in den entscheidenden Momenten der Aprilkrise Neuigkeiten aus Deutschland Japan nur aus zweiter Hand über London und Paris erreichten.¹⁰⁴

Über die deutsch-italienischen Beziehungen dieser Tage lässt sich Ähnliches sagen. Auf dem Höhepunkt der Aprilkrise wurde auch in italienischen Zeitungen über Kooperationsmöglichkeiten spekuliert.¹⁰⁵ Die diplomatisch-politischen Akteure Italiens zeigten sich gegenüber Deutschland wohlwollend. Das Auswärtige Amt wiederum sah in der Herabsetzung Italiens durch die Entente das Potenzial zu einer Annäherung; von allen Feinden galt das Königreich als das Land, mit dem sich am leichtesten ein besseres Verhältnis schaffen ließ.¹⁰⁶ Doch konkret geschah auch hier nichts. Angesichts der Ängste, welche die Entscheidungsträger der Westmächte ob einer italienisch-japanisch-deutschen Kooperation umtrieb, ist man geneigt, diese als deren Hirngespinnst abzutun. Doch diese Interpretation greift zu kurz. Denn die Pariser Konferenz setzte Prozesse frei, die auf lange Sicht die Grundlage für eine Annäherung der drei Länder bildeten. Was es dazu bedurfte, war jedoch in allen drei Fällen eine innere Radikalisierung.

Die Zuspätkommenden und die faschistische Revolution

Es ist kein Zufall, dass Benito Mussolini sich just in den Tagen, als die italienischen Diplomaten auf den territorialen Ansprüchen ihres Landes bestanden und damit die Pariser Verhandlungen in die Krise stürzten, anschickte, der faschistischen Revolution Gestalt zu verleihen: An einem Sonntagmorgen, exakt vier Wochen vor Orlandos Gefühlsausbruch, rief er in Mailand zur Gründung der *Fasci Italiani di Combattimento* auf. Die neue Bewegung sollte die lokalen Kampfverbände bündeln, die seit dem Ende des Weltkrieges in ganz Italien aus dem Boden schossen. An die Macht gekommen, hat das Regime im Rückblick den 23. März 1919 zur Geburtsstunde des Faschismus verklärt.¹⁰⁷ In mehrfacher Hinsicht lässt sich dies als Gründungsmythos entlarven. Erstens hatte Mussolini bereits gegen Ende 1914 ohne Erfolg Vergleichbares versucht. Zu diesem Zeitpunkt hatte er sich an die Spitze der *Fasci d'Azione Rivoluzionaria* gesetzt,

um eine interventionistische Politik zugunsten der Entente zu propagieren.¹⁰⁸ Damals aber war Mussolini nur einer unter vielen: Der Schriftsteller Gabriele D'Annunzio, der Journalist und Politiker Enrico Corradini und Filippo Tommaso Marinetti, der Begründer der Futuristischen Bewegung, zielten in die gleiche Richtung. Zweitens handelte es sich bei der Rede vom März 1919 nicht um eine große Demonstration auf einem Platz voller Menschen. Vielmehr sprach Mussolini vor kleinem Publikum, am Sitz der «Industrie- und Handelsallianz» an der Piazza San Sepolcro. Einige Dutzend, höchstens einhundert Zuhörer, waren an diesem Sonntag im stickigen Arbeitsraum Zeugen seiner Ausführungen, wobei auch so manch anderer das Wort ergriff – darunter Marinetti.¹⁰⁹ Ein verbindendes Programm, eine einheitliche Gesinnung und ein durchdachter Plan fehlte diesem ungeordneten Haufen noch. Und drittens blieb die «Bewegung» vorerst bemerkenswert erfolglos: In den Wahlen vom November 1919 gewann Mussolinis Gruppierung keinen einzigen Sitz. Bis Ende des Jahres zählte sie nicht einmal tausend Mitglieder.¹¹⁰ Zwei Jahre später ging man ein Wahlbündnis ein und gewann an Stimmen, blieb aber bezüglich Wähleranteil im einstelligen Bereich. Erst danach erfolgte gegen Ende des Jahres 1921 die eigentliche Gründung des *Partito Nazionale Fascista* (PNF).

Die Diskrepanz zwischen diesen oft bescheidenen, häufig fingierten Anfängen und den großen Gesten, mit denen man diese im Rückblick zelebrierte, ist symptomatisch: Am Ende des Krieges entstand in Italien eine Bewegung, die sich zu inszenieren verstand und deren neuartige Formen politischer Artikulation sich weit über Italien hinaus als formprägend erweisen sollten, deren totalitärer Herrschaftsanspruch im Inneren gemessen an der eigenen Rhetorik aber bis zuletzt oft mehr Schein als Sein blieb. Auch sonst erzählt uns diese Geschichte viel über das Wesen des Faschismus. Denn die Vorgänge vom Frühjahr 1919 offenbarten einige seiner Ambiguitäten, die ihn kennzeichneten und ihm Dynamik verliehen. Etwa die Tendenz, den legalen und den revolutionären Weg parallel zu beschreiten. Die Faschisten traten als Partei bei Wahlen an, agierten aber gleichzeitig in paramilitärischen Kampfbünden.

Doch nicht nur in Bezug auf die eingeschlagene Strategie offenbarte der Faschismus in diesen Tagen seine zwiespältige Natur. Auch dem historischen Moment wohnte eine Mehrdeutigkeit inne. Und dies gleich in doppelter Hinsicht, sowohl was den Ort als auch die Zeit betrifft. Be-

grifflig mag Faschismus unlösbar mit Italien und Mussolinis politischer Agitation in der unmittelbaren Nachkriegszeit verbunden sein. Seine ideologischen Ursprünge jedoch lassen sich nicht an einem einzigen Ort festmachen und auf einen präzisen Zeitpunkt fixieren. Bereits im März 1919 besaßen weder Mussolini noch Italien das alleinige Urheberrecht. Denn schon an seinen Wurzeln war der Faschismus von transnationaler Gestalt.¹¹¹

An den im März 1919 von Mussolini formulierten Ansichten war nichts wirklich originell – alles war bereits zuvor irgendwo auf der Welt schon gedacht worden. Denn die Wurzeln des Faschismus reichen tief in die Zeit vor dem Ausbruch des Weltkrieges zurück. Bereits vor 1914 hatte überall dort, wo eine kapitalistische, demokratische, liberale Ordnung auf Ablehnung stieß, die Suche nach nationalen Alternativen begonnen. Italien, Japan und Deutschland wird dabei nachgesagt, dass sie als *latecomer* oder «Zuspätkommende» sich besonders anfällig für solche «dritten Wege», angesiedelt zwischen Kapitalismus und Sozialismus, zeigten. Und tatsächlich: Vergleicht man die drei künftigen Achsenländer, sind eine Reihe von Parallelen in den nationalen Entwicklungen seit Mitte des 19. Jahrhunderts augenfällig.

Deutschland, Japan und Italien durchlebten alle drei im 19. Jahrhundert eine Reihe von Kriegen, an deren Ende die Genese eines geeinten Nationalstaates monarchischen Zuschnitts stand: Die damit verbundenen Epochenabschnitte – 1868 für Japan, 1870 für Italien und 1871 für Deutschland – zeugen von der großen Synchronizität der Ereignisse. Sicherlich ließen sich in Bezug auf die Einigungsprozesse auch zahlreiche Unterschiede zwischen den Dreien betonen: Im deutschen Fall erfolgte sie durch siegreiche Kriege gegen Nachbarländer und unter preußischer Dominanz; in Italien war das *Risorgimento* (Wiedererstehung) das Produkt eines Unabhängigkeitskrieges, der in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückreichte und in dem letztendlich nördliche gegen südliche Interessen sich durchsetzten; in Japan wiederum entschieden periphere, aus dem Südwesten stammende Kräfte, nachdem das Land von europäischen Kolonialmächten unter Druck gesetzt worden war, einen vergleichsweise kurzen und unblutigen Bürgerkrieg zu ihren Gunsten.

Und trotzdem, aus einiger historischer Distanz betrachtet, ist es die Gleichzeitigkeit der Einigungsprozesse, die hervorsteicht.¹¹² Dabei traten

die drei Ereignisse nicht einfach gleichzeitig, sondern synchron auf. Synchronizität bezieht sich auf Ereignisse, die zeitlich korrelieren, ohne jedoch kausal miteinander verbunden zu sein.¹¹³ Dies trifft auf die drei Epochenmarken 1868, 1870, 1871 zu. Sie waren insofern nicht kausal miteinander verbunden, als sie sich nicht unmittelbar wechselseitig bedingten. Dafür waren insbesondere die Verflechtungen zwischen Italien und Deutschland auf der einen und Japan auf der anderen Seite zu dem Zeitpunkt schlicht zu gering. Andererseits unterscheiden sich Synchronizitäten jedoch von reinen Koinzidenzen, insofern als synchrone Ereignisse von Betroffenen und Betrachtern als sinnhaft miteinander verbunden wahrgenommen werden. Auch dies trifft für die deutschen, japanischen und italienischen Einigungen zu, deren Gleichzeitigkeit und Ähnlichkeit schon aufmerksamen Zeitgenossen nicht entgingen. So gesehen lässt sich die Gleichzeitigkeit der Umbrüche zwar nicht auf Verflechtungen zwischen den drei Ländern zurückführen; doch handelte es sich um eine Serie lokaler Reaktionen auf übergeordnete Transformationsprozesse, die Teil einer globalen «Verwandlung der Welt» in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren.¹¹⁴

Im Laufe der Zeit wurden aus Synchronizitäten Parallelitäten. Zwar ließen sich auch hier substanzielle nationale Unterschiede betonen: etwa das im Vergleich geringe Prestige und die anhaltende Schwäche des italienischen Staates, dessen Ursachen vor allem in der abwehrenden Haltung der katholischen Kirche und eines sich verstärkenden Nord-Südgefälles zu suchen sind. In Japan wiederum herrschte eine kleine Gruppe von Oligarchen, die die Geschicke des Landes bis in die Zeit der Pariser Verhandlungen lenken sollte. Reformmaßnahmen wie die Abschaffung der Ständeordnung sowie die Einführung der Wehr- und Schulpflicht waren dabei von wahrhaft revolutionärer Natur. Vor diesem Hintergrund war im Vergleich zu Deutschland und Italien der Wandel, den die Menschen in nur einer Generation durchlebten, noch weit radikaler.

Doch aus der Distanz betrachtet, sticht für die Jahre vor 1914 die Parallelität der Entwicklungen heraus. Prägend für alle drei Gesellschaften waren grundlegende wirtschaftliche und industrielle Wandlungsprozesse. In der Folge fanden sie sich im Weltmarkt integriert, waren jedoch auch stärker denn je dessen Launen und Konjunkturen ausgesetzt. Dies und damit einhergehende Prozesse wie Urbanisierung und «Proletarisierung» führten in allen drei Ländern zu gesellschaftlichen Verwer-

fungen. Zu den Gemeinsamkeiten zählte zudem die praktisch synchron einsetzende koloniale Expansion.

Mit all dem standen die drei nicht alleine da. Viele andere Nationen, die sich im 19. Jahrhundert fanden, durchlebten ganz ähnliche Transformationen. Doch was Deutschland, Japan und Italien von anderen unterschied, war, wie nachhaltig sie aus diesem Wandel Großmachtambitionen ableiteten. Verantwortlich dafür war die Kombination mehrerer Faktoren: Dazu zählte die relative Größe der geeinten Nationen, ihre geopolitische Positionierung, die Geschwindigkeit der Transformation und ihr koloniales Ausgreifen. Als um 1900 die Welt schließlich ein für alle Male aufgeteilt schien, machte all dies kombiniert die Drei zu den einzig nennenswerten Herausforderern der etablierten Großmächte.

Zur Jahrhundertwende waren, primär aus der Perspektive angelsächsischer Beobachter, die Peripherien aus der Welt verschwunden, die *frontiers* geschlossen. Von nun an würden Konflikte zwischen den Großmächten direkt ausgefochten, lautete die These. Ihre wirkungsmächtigste Ausformulierung fand sich bei Halford Mackinder. In «The Geographical Pivot of History» schrieb dieser im April 1904 Russland die stärkste aller Positionen zu.¹¹⁵ Doch ließ er seinen Aufsatz mit der Idee enden, dass der russische Koloss im Zentrum vielleicht ersetzt werden könne: «Würden die Chinesen, angeleitet von den Japanern, das russische Imperium stürzen und sein Territorium erobern, dann würden sie eine gelbe Gefahr für die Freiheit der Welt darstellen [...]»¹¹⁶

Nur Monate später schien ein solches Szenario plötzlich plausibel. Japan hatte Russland im Kriege besiegt und schickte sich an, kontinental zu expandieren. Entsprechend verschob sich die Bedrohung weiter nach Osten. Die gesteigerte Angst vor der «Gelben Gefahr» zeigte sich 1908 etwa in *The War in the Air*, einem Zukunftsroman von H. G. Wells. Darin entwickelte er das Schreckensszenario eines globalen Luftkriegs, der zunächst durch Deutschland dominiert wird. In einem «letzten, gigantischen Versuch globale Vorherrschaft» zu erringen, bombardieren deutsche Luftschiffe New York und gewinnen damit die Kontrolle über die westliche Hemisphäre.¹¹⁷ Kurz darauf erliegen sie jedoch dem Ansturm der «asiatischen Massen», die sich modernerer Flugmaschinen bedienen. Wells Roman implizierte, dass letztendlich eine japanisch-chinesische Allianz Dominanz über eine Welt erlangt, die zu diesem Zeitpunkt bereits weitgehend zerstört ist. Damit aber überließ der Krieg die «Welt

Asien, diesen Menschen jenseits der Christenheit, und damit allem, was schrecklich und fremd war!». ¹¹⁸

Mackinder und Wells sind nur zwei Beispiele unter vielen: Im Jahrzehnt vor dem Ausbruch des Weltkrieges kursierten zahlreiche, mal seriöse mal weniger seriöse Szenarien, die entweder Deutschland oder Japan das Potenzial zusprachen, die imperiale Weltordnung des Fin de Siècle aus den Fugen zu heben. Entscheidend dabei war, dass man die beiden als junge Nationen wahrnahm: «Es gibt jüngere Nationen – lebende Nationen!», rief ein Brite in *The War in the Air* verzweifelt aus und lieferte damit eine müde Erklärung für die eigene Niederlage. ¹¹⁹

Doch die, die den anderen zur Bedrohung wurden, empfanden sich selbst als bedroht. Nach der Euphorie der Einigung setzte in Japan, Deutschland und Italien ein Stimmungswandel ein. Die Zuversicht und Freude über das Erreichte wich der Angst vor der Zukunft. Denn negativ gewendet war dieses Jungsein begleitet vom Gefühl des «Nichtshabens», des noch immer nicht Arrivierten. Aus den «Gerade-Nochmals-Rechtzeitig-Gekommenen» Nationen drohten doch noch «Zuspätkommende» zu werden. Scheinbar fehlende Zeit und knappe Ressourcen beförderten dabei in allen drei Fällen eine größere Risikobereitschaft und Aggressivität. Das Deutsche Reich galt daher als nervöse Großmacht. ¹²⁰ Und tatsächlich, als der sozialdarwinistische Verteilungskampf gegen die Jahrhundertwende sich zuspitzte, agierten Deutschland, aber auch Japan eine Spur aggressiver. Japans riskantes Spiel im Russisch-Japanischen Krieg, aber auch der deutsche Schlieffen-Plan, der darauf abzielte, einen maximalen Machteffekt aus einer vergleichbar schwachen Position zu erzielen, und im Sommer 1914 kläglich scheitern sollte, zeugen davon.

Im Inneren akzentuierten sich im Jahrzehnt vor dem Ausbruch des Weltkrieges die Krisensymptome: Im Vergleich zum «Westen» erschienen so manchem in Deutschland, Italien und Japan die eigenen Gesellschaften noch immer sozial, politisch, wirtschaftlich, aber auch kolonial als zurückgeblieben. Im nach wie vor stark agrarisch geprägten Italien, wo um 1900 rund die Hälfte der Bevölkerung weder lesen noch schreiben konnte, war dies von gewisser Plausibilität. ¹²¹ Dass der Lebensstandard sowohl in Italien als auch in Japan noch nicht das Niveau anderer sich industrialisierender Staaten erreicht hatte, ließ sich zudem kaum bestreiten. Anderen wiederum war jedoch die Transformation zu schnell und zu radikal verlaufen. Ein Unwohlsein an der Moderne, die keinen Stillstand

mehr erlaubte und keinen Endpunkt kannte, lässt sich in allen drei Ländern beobachten. Natsume Sōseki, der vielen als der bedeutendste japanische Schriftsteller dieser Zeit gilt, schrieb 1909 im Roman *Sorekara* [Danach] über den Protagonisten Daisuke:

«Nach und nach ist ihm das Weinen unmöglich geworden. Nicht etwa, weil er glaubte, nicht zu weinen sei modern. Tatsächlich war es vielmehr umgekehrt: Er dachte, dass er modern sei, weil er nicht mehr weinen konnte. Nie hatte Daisuke jemanden getroffen, der in der Tat noch für andere Menschen zu weinen imstande gewesen wäre, nachdem er den Zwängen der westlichen Zivilisation ausgesetzt worden war, unter ihrer Bürde zu stöhnen begonnen hatte und sich der Ernsthaftigkeit des Kampfes ums Dasein ausgesetzt sah.»¹²²

Was hier anklingt, ist nicht weniger als eine Revolte gegen den «Westen», gegen die durch ihn personifizierte Aufklärung, Emotionslosigkeit und Rationalität. In diesem Kontext konnten Rückständigkeit und Armut wiederum positiv gewendet als Qualitäten von Jugend, Vitalität und Reinheit umgedeutet werden.¹²³ In Deutschland entstanden solche Diskurse mit Rückgriff auf die Romantik und in Ablehnung französischer *civilisation*; in Japan im Kontext eines breiteren, tendenziell ganz Asien erfassenden Aufbegehrens gegen den westlichen Imperialismus; in Italien im Umfeld einer intellektuellen Avantgarde, die den Einigungsprozess als nicht abgeschlossen empfand, sich daher einem revolutionären Nationalismus verschrieb und auf die reinigende Kraft des Krieges setzte.

In diesem Kontext lassen sich die Gefühle von Natsumes Daisuke als indirekter Kommentar zu Orlandos Tränen lesen: Der weinende italienische Premierminister war Beleg für die «Zurückgebliebenheit» Italiens. Die Tränen zeugten davon, dass der Staat und seine Vertreter für die moderne Welt der Nachkriegszeit nicht gerüstet waren. Mussolini und viele andere nutzten dies für ihre Kritik an der Regierung und ihre revolutionären Umsturzpläne. Gleichzeitig aber barg dieser Gefühlsausbruch für manchen auch Hoffnung; Hoffnung nämlich, dass die Nation von der westlichen Moderne und ihrer Rationalität noch nicht völlig verdorben war.

Trotz vergleichbarer Problem- und Interessenlage kam es jedoch zu keinen nennenswerten politischen Konvergenzen zwischen den drei Ländern. Um mehr als Parallelitäten handelte es sich daher nicht. Denn bis zum Ausbruch des Weltkriegs verliefen die Entwicklungspfade weitgehend

nebeneinander her, ohne sich gegenseitig zu bedingen, entscheidend aufeinander zuzulaufen oder nachhaltig zu durchdringen. Zwar wurden die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts auch als das «Goldene Zeitalter» der deutsch-japanischen Beziehungen bezeichnet.¹²⁴ Auf dem Gebiet der Medizin, des Rechts, des Erziehungswesens, aber auch des Militärs war der deutsche Einfluss auf Japan erheblich. Jedoch handelte es sich zunächst um einen doch recht einseitigen Austausch Richtung Osten, wobei sich die japanische Seite bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert selektiv zu verhalten begann. Japaner, die sich zu Studienzwecken in Deutschland aufhielten, traten dabei als zunehmend selbstbewusste Akteure auf, die vielfach die Hegemonie des Westens herauszufordern begannen.¹²⁵ Niveau und Dichte der Dreißigerjahre erreichten diese Verflechtungen aber nicht. Mehr noch, schon vor 1900 legten sich lange Schatten über die Beziehung: In Japan verzieh man dem Reich die sogenannte Tripel-Intervention nicht, in der Deutschland zusammen mit Russland und Frankreich verhinderte, dass nach dem Sieg über China 1895 die Liaodong-Halbinsel in japanische Hände fiel. Dass Deutschland selber sich Pachtgebiete in China unter den Nagel riss, verbesserte die Stimmung in Tokio nicht.

Unter anderem als Reaktion auf diese Demütigung ging Japan schließlich 1902 ein Bündnis mit Großbritannien ein, womit das Zeitalter der ungleichen Verträge zu seinem Ende kam. Japan ermöglichte der Vertrag den Sieg im Russisch-Japanischen Krieg, da unter dessen Bedingungen keine andere europäische Großmacht einzugreifen wagte. Ein Nebeneffekt dieses Vertrags war, dass Deutschland für Großbritannien als strategischer Partner an Bedeutung verlor und zur geopolitischen Bedrohung mutierte; in diesem Kontext begann sich die Bündniskonstellation des Ersten Weltkrieges abzuzeichnen.

Vor diesem Hintergrund sprach 1919 trotz augenfälliger Parallelentwicklungen in den Jahrzehnten zuvor noch nichts für ein Zusammenkommen der künftigen Achsenpartner. Zwar kündigte sich in einer potenziellen Kooperation zwischen Deutschland, Japan und Italien schon früh eine grundlegende Herausforderung der westlichen Welt an. Doch die Bedrohung, die die drei Mächte für die Weltordnung ausübten, war zunächst primär eine militärisch-geopolitische. Sie schöpfte ihre Kraft aus dem Aufstieg der einzelnen Nationalstaaten und nicht aus der Kombination dieser Kräfte. Sie war daher nie mehr als die Summe ihrer Einzelteile. Zudem fehlte es dieser Konstellation an einer ideologischen Fundierung.

Es war eine opportunistische Außenpolitik, die im Ersten Weltkrieg sowohl Italien als auch Japan zu Feinden Deutschlands machte. Insgesamt waren ideologische Verankerungen politischer Bündnisse, wie sie sich bei der Bildung der Achse schließlich als kennzeichnend erweisen sollten, der Welt vor 1914 noch weitgehend fremd gewesen. Ohne die sozialen Transformationen und politischen Radikalisierungen durch den Weltkrieg wäre dies wohl auch so geblieben.

Hitler, Konoe, Mussolini:
Der Auftritt der «neuen Männer» und ihrer
«proletarischen Nationen»

In den Tagen der Pariser Krise erklärte Mussolini Fiume zur «fundamental sentimental» Frage, die darüber entscheide, ob Italiens Sieg «verstümmelt» sei.¹²⁶ Zusammen mit dem Dichter Gabriele D'Annunzio leistete er damit im entscheidenden Moment einen Beitrag zur gesteigerten Emotionalität im eigenen Land.¹²⁷ Oft und zunehmend gereizt war von Ehre die Rede. Dabei ist ein «reizbares Ehrgefühl» keinesfalls eine italienische Spezialität; vielmehr kultivierten Staaten solche Gefühlslagen seit der frühen Neuzeit.¹²⁸ Doch im April 1919 kumulierten die von nationalistischen Intellektuellen in Italien schon länger gepflegten Animositäten gegen die Westmächte. Denn Paris war voller Demütigungen. Ruhm und Ansehen der Nation wurden vermeintlich mit Füßen getreten. Orlandos Tränen, die überstürzte Abreise, die beschämende Rückkehr: All dies zeugte von der Schwäche des Königreichs. Dies konnte auch als Beleg für die Verweiblichung italienischer Außenpolitik herhalten. Umso leichter fiel es den Faschisten, das eigene Handeln als entschlossen und männlich darzustellen. Der Boden für den Ruf nach einem «neuen Mann» erwies sich 1919 daher als besonders fruchtbar. Und Mussolini begann diesen langsam, aber sicher in seinen Auftritten zu verkörpern. Die Massen, denen der Auftritt galt, verglich der kommende Duce dagegen mit hilflosen Frauen, manipulierbar und nach der Präsenz eines starken Mannes dürstend.¹²⁹ Neben der Gewalt der Straße war es die Inszenierung eines männlichen Führers, welche die faschistische Politik von all den anderen politischen Bewegungen der Tage abhob.¹³⁰

Ein zentrales Argument von Mussolinis Rede zur Gründung der *Fasci Italiani di Combattimento* im März 1919 lautete, dass der angelsächsische Kapitalismus und sein Imperialismus globaler Natur sei. Im Völkerbund wiederum sah er einen «feierlichen Schwindel» der «reichen Nationen» gegen die «proletarischen Nationen». ¹³¹ Natürlich war das Konzept der «proletarischen Nation», wie so vieles andere auch, nicht Mussolinis Schöpfung. Enrico Corradini und Giovanni Pascoli hatten es noch vor dem Ausbruch des Weltkriegs geprägt; sie unterstrichen damit die italienischen Forderungen nach kolonialem Besitz, um die Auswanderung nach Übersee, insbesondere in die USA, zu stoppen. ¹³² Nur koloniale Expansion vermöge das Land aus seinem «proletarischen» Zustand zu befreien, lautete ihre Botschaft.

All dies korrespondierte mit Konoos Idee von habenden und nicht-habenden Ländern. Wie Mussolini in Italien stand Konooe damit keineswegs isoliert da. Zahlreiche japanische Intellektuelle, etwa der Philosoph Kanokogi Kazunobu, setzten auf ähnliche Argumente. ¹³³ Die «proletarischen Nationen» waren für Kanokogi jedoch allesamt in Asien angesiedelt. Seine Ideen waren damit stark antikolonial und panasiatisch angehaucht. Am Horizont sah er ein Zeitalter gewaltsamer Umbrüche sich abzeichnen, das dem britischen Empire ein Ende bereiten würde. In ihrem Kern implizierten die japanischen und italienischen Vorstellungen also eine fundamentale Opposition gegen die angelsächsische Weltordnung. Die Rede von «proletarischen Nationen» bediente sich dafür einer Begrifflichkeit, die der marxistischen Kapitalismuskritik entliehen war; gleichzeitig markierte die Betonung des Nationalen aber eine unversöhnliche Opposition zu jeglicher linken Weltrevolution.

Auch wenn zu diesem Zeitpunkt keine direkten Kontakte zwischen den künftigen Protagonisten der Achse nachweisbar sind, so lässt sich doch eine weitere Parallele vermerken: Wie Konooe forderte Mussolini für die eigene Nation globales Handeln und Denken ein. Aus italienischer Sicht bedurfte es dafür einer Hinwendung zu Asien. Mussolini glaubte, Italien sei dank seiner geopolitischen Position prädestiniert dafür: «Italien [...] könnte schon morgen der Aufgabe nachkommen, das asiatisch-afrikanische Imperium der Engländer zu sprengen», prophezeite er inmitten der Krise am 20. April 1919. ¹³⁴ Ein paar Monate später ging er einen Schritt weiter, als er forderte, dass die Außenpolitik des Landes «orientalisch» werden, sich zum «Orient» hinwenden solle, «von Albanien bis nach Japan!» ¹³⁵

Dies implizierte eine Art Selbstexotisierung Italiens. Es ist als Reaktion auf das Gefühl, in Paris aus dem Reigen westlicher Großmächte ausgestoßen worden zu sein, zu verstehen. Italien erschien aus dieser Perspektive als gleichsam selbst kolonisiert. Nur wenn man sich den Völkern des Ostens, denen die Zukunft gehöre, die aber noch bedürftig seien, freigiebig zuwende, könne man sich und Asien von den Westmächten befreien, lautete Mussolinis These.

Damit hatte Mussolinis Klassenkampf der Nationen eine geopolitische Stoßrichtung, und zwar in Richtung Osten. Allerdings war auch das nicht besonders originell. Denn Corradini hatte seine Idee unter dem Eindruck des japanischen Sieges über Russland eineinhalb Jahrzehnte zuvor erstmals formuliert: Für ihn war schon damals klar gewesen, dass die «proletarischen Nationen» Europas, allen voran Italien, von den Vorgängen im Fernen Osten zu lernen hatten.¹³⁶ Dafür bräuchte es aber, wie in Japan eine politische Religion und nationale Helden, lautete Corradinis Botschaft. Italienische Faschisten der ersten Stunde machten somit aus ihrer Bewunderung für den japanischen Shintoismus keinen Hehl. In Bezug auf die Genese der Idee von «proletarischen Nationen» verliefen also die Einflüsse ebenso sehr von Osten nach Westen wie in umgekehrter Richtung.

So unwahrscheinlich es ist, dass Konoe und Mussolini im April 1919 voneinander wussten, so sicher ist es, dass sie beide zu dem Zeitpunkt, vom Dritten im späteren Bunde, Adolf Hitler, noch nie etwas gehört hatten. Denn gerade 30 Jahre alt geworden, war Hitler zwar nicht der Jüngste, aber doch der am wenigsten Profilierte der drei. Vor dem Weltkrieg war er ein «Niemand» gewesen; und er war es auch noch danach.¹³⁷ Vor dem Krieg hatte er sich durch Wien und später in München treiben lassen, als vagabundierender Künstler, ohne gesicherte Existenz und ohne gefestigte Weltanschauung.¹³⁸ Wie viele andere hatte er den Ausbruch des Konflikts enthusiastisch begrüßt. Den Weltkrieg erklärte er später in *Mein Kampf* zur «unvergeßlichsten und größten Zeit meines irdischen Lebens».¹³⁹ Doch auch Hitler war das Globale des Krieges eine Bedrohung: Er glaubte sich und Deutschland in einem Kampf gegen «eine Welt von Feinden», wie er in einem Brief Anfang 1915 schrieb.¹⁴⁰ Die eigentliche Kriegserfahrung empfand er als prägend, den deutschen Zusammenbruch als transformatives Erlebnis. Postwendend habe er beschlossen, «Politiker zu werden».¹⁴¹ In dieser Lesart war es der Krieg, der seinem Leben erst Sinn und danach

an seinem bitteren Ende Richtung verlieh. In diesem Sinne war Hitler ein Produkt des Weltkrieges, charakterlich, politisch, weltanschaulich.

Doch als es Mitte der Zwanzigerjahre galt, seine Weltanschauung als originär, nur aus sich selbst schöpfend und seit Langem gefestigt erscheinen zu lassen, hatte er seine Entwicklung verklärt und begradigt. Dies war auch bitter nötig, wie ein Blick auf die Monate nach dem Waffenstillstand zeigt. Denn als sich die Pariser Krise ihrem Höhepunkt näherte, musste Hitler nicht nur politisch, sondern auch ideologisch erst noch zu dem werden, der er später war. In unmittelbarer Kontinuität zu den Vorkriegsjahren erscheint er uns zu diesem Zeitpunkt wiederum in München wehend als nach wie vor weitgehend orientierungslos. Doch nicht nur dies unterscheidet ihn vom Mussolini oder Konoe dieser Tage. Im Kontrast zu den beiden bleibt die Figur des künftigen Führers in der ersten Jahreshälfte 1919 eigenartig verschwommen, blass und für mehrere Monate sogar praktisch unsichtbar. All das stellte Hitler später vor erhebliche biografische Schwierigkeiten. Denn just in den Tagen, in denen sich die Pariser Krise zuspitzte, hatte sich in München die Räterepublik etabliert. Hitler, der nach Kriegsende erneut vor dem existenziellen Nichts stand, hatte seine Entlassung aus dem Heer hinausgezögert. Nun aber sah er sich plötzlich im Dienste eines roten Regimes. Sympathien für eine Revolution von links müssen wir ihm deshalb nicht unterstellen.¹⁴² Bei dem kurzen Bürgerkrieg, der folgte und der in den ersten Maitagen mit der blutigen Niederwerfung der Räterepublik endete, hatte er sich jedoch nicht profiliert. Auch über eine distinguierte Freikorpskarriere oder Ähnliches verfügte der künftige Führer nicht, was ihm ein Manko war. Da, wo wir ihn zu fassen kriegen, erscheint uns Hitler damit während der Aprilkrise als ein opportunistischer Militärangehöriger ohne erkennbare politische Ambitionen, dem wohl inmitten des bayrischen Chaos kaum Zeit blieb, sich intensiv mit den Vorgängen in Paris und der weiten Welt zu beschäftigen.

Kaum jedoch war die Tinte unter dem Versailler Vertrag getrocknet, entwickelten sich die Dinge für Hitler schnell. Zu der Zeit war er als Propagandist bei der Reichswehr tätig. In dieser Funktion hielt er Ende August eine Rede, die zwar nicht überliefert ist, aber die als sein «erstes bedeutendes politisches Statement» gelten kann: Das Thema war der Versailler Vertrag und die Nachkriegsordnung.¹⁴³ Weiterhin im Solde der Armee stehend, besuchte er Mitte September 1919 erstmals ein Treffen der Deutschen Arbeiterpartei (DAP), der er sogleich beitrat. Schon einen Mo-

nat später hielt er seine erste Rede für die Partei. Gegründet unmittelbar nach Zerschlagung der Räterepublik war die DAP bis dahin mäßig erfolgreich gewesen. Bei Hitlers erstem Besuch waren nur 41 Personen anwesend.¹⁴⁴ Doch dies änderte sich schnell, da er als Redner das Publikum wie ein Magnet anzog. Am 24. Februar 1920 schließlich waren rund 2000 Menschen Zeugen davon, wie Hitler im Hofbräuhaus das 25-Punkte-Programm der Partei verkündete. Von da an trug sie den Namen Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP). Während der nächsten Monate gelang es Hitler, die Partei ganz unter seine Kontrolle zu bringen, auch wenn es noch Jahre dauern sollte, bis er in der Rolle des eigentlichen Führers aufging. Zunächst gefiel er sich als «Trommler» für eine Partei, die vorerst kaum mehr war als eine unter vielen in der völkisch-nationalen Bewegung.¹⁴⁵

Im Wissen um das Kommende sind Hitlers bescheidene und im Vergleich zu seinen künftigen Kumpanen späte Anfänge bemerkenswert. Fest steht, dass wesentliche Komponenten seiner Programmatik im Frühjahr 1919 noch nicht existierten. Der Raumgedanke und der Antibolschewismus, selbst der Antisemitismus erscheinen auch für die Monate danach kaum ausgeprägt. Vor allem aber waren sie noch nicht zu einer in sich geschlossenen Weltanschauung verschmolzen.¹⁴⁶ Eine erste Äußerung Hitlers zur «Judenfrage» findet sich im September 1919. Hitler selbst hat später in *Mein Kampf* seinen Judenhass auf die Wiener Jahre datiert; doch vieles spricht dafür, dass sich seine rassistischen Ansichten erst nach Ende des Weltkriegs zur geschlossenen Weltanschauung verfestigten.¹⁴⁷

Mangels Quellen bleiben Hitlers außenpolitische Positionen in der ersten Jahreshälfte 1919 bemerkenswert unscharf. Offensichtlich ist jedoch, dass er, wie so viele andere auch, ganz im Banne des Versailler Vertrages stand. Laut eines Kameraden soll ihn Hitler, kaum war er öffentlich, genau studiert haben.¹⁴⁸ Die frühen Reden und schließlich *Mein Kampf* weisen dann auch eine stark außenpolitische Komponente auf. Unschwer lässt sich dies als eine Reaktion auf die Pariser Vorgänge des Frühlings 1919 und die Neuordnung der Welt verstehen. Seine ersten antisemitischen Äußerungen erfolgten in diesen antiwestlichen, anti-kapitalistischen Kontexten und nicht etwa mit Blick auf den russischen Bolschewismus. In seiner Kritik an den Westmächten als die «habenden Kapitalisten» erscheint Hitler uns gegen Ende 1919 also Konoe und Mussolini bemerkenswert verwandt.

Weitgehend im Dunkeln hingegen bleibt Hitlers Einstellung zu seinen beiden künftigen Partnern. Sein Interesse an Italien war vorerst wenig ausgeprägt. Ab Beginn der Zwanzigerjahre hat Hitler dann zwar Italien als Faktor in sein außenpolitisches Kalkül miteinbezogen, jedoch zunächst nicht als Bündnispartner und ohne die faschistische Bewegung wahrzunehmen.¹⁴⁹ Noch größer war seine Distanz zu Japan, dem er noch keine erkennbare Aufmerksamkeit schenkte.

So gesehen erscheint uns der künftige Führer zum Zeitpunkt der Pariser Verhandlungen stark von äußeren Vorgängen geprägt und gleichzeitig noch ganz außerstande, sie selbst zu prägen. Erst gegen Ende 1919 fand Hitler schließlich recht plötzlich seine Bühne, auf der er sich dann allerdings schnell zu profilieren vermochte. Doch diese Bühne war schon zuvor «ohne ihn aufgerichtet worden», und auch das Publikum war «längst versammelt».¹⁵⁰ Aus dieser Perspektive erscheint Hitler nicht – wie er das in *Mein Kampf* später verklärte – als Genie, das zunächst die Partei, dann Deutschland und schließlich die Welt formte, sondern als Opportunist, der noch ohne gefestigte Weltanschauung recht zufällig seine Rolle fand, indem er eine errichtete Bühne betrat, um den versammelten Zuschauern das vorzuspielen, was sie sehen wollten. Dazu passt, dass das Stück, das er in der Folge nicht müde wurde zu wiederholen, zu dem Zeitpunkt nicht besonders originell war. Ein so interpretierter Werdegang Hitlers impliziert gleichzeitig eine stärker funktionalistische Lesart des deutschen Nationalsozialismus.¹⁵¹ Intentionale Interpretationen, welche die Einzigartigkeit und Konstanz in Hitlers Weltanschauung und damit der nationalsozialistischen Ideologie betonen, treten dagegen in den Hintergrund. Eine globale Perspektive auf den Frühling 1919 als ein für die Genese faschistischer Bewegungen prägender Moment verstärkt diesen Befund. Wieso, zeigt sich mit Blick auf Japan.

Auch in Japan setzte infolge des Weltkriegs eine politische Radikalisierung ein, und zwar zunächst vor allem unter Militärangehörigen. Schon unmittelbar nach dem Waffenstillstand bemühte man sich, Militärexperten nach Deutschland zu schicken; die deutsche Seite aber war vorerst mehr am Besuch von «japanischen Vertretern von Presse und Geschäftswelt» interessiert.¹⁵² In den frühen Zwanzigerjahren weilte dennoch eine Reihe japanischer Offiziere in der jungen Weimarer Republik; einigen von ihnen sollten in den nächsten Jahrzehnten bemerkenswerte Karrieren

gelingen. Dazu zählten Tōjō Hideki, Premierminister 1941–1944, Ishiwara Kanji, einer der Hauptverantwortlichen für die Besetzung der Mandschurei und Yamashita Tomoyuki, der spätere Eroberer von Singapur. Ōshima Hiroshi, der künftig als Militärattaché und Botschafter in Berlin einer der zentralen Protagonisten der Achse war, befand sich in der Zeit ebenfalls in Deutschland. Die Offiziere interessierten sich für neuartige Waffensysteme, die Organisation der Kriegswirtschaft und der Rüstungsproduktion sowie für alle Aspekte eines totalen Krieges, von dem sie zwar viel gehört, den sie aber nicht erlebt hatten.¹⁵³

Nun jedoch begegneten sie vor Ort Hunger, Chaos und Krise der frühen Weimarer Tage. Diese Erfahrung verstärkte den Schock, den bereits die deutsche Niederlage ihnen bereitet hatte: Denn für die in deutschen Traditionen erzogenen Militärs war zunächst unerklärlich, wieso die taktisch und operationell stärkste Armee der Welt sich als unterlegen erwiesen hatte. Daher zeigten sie sich für die Verschwörungstheorie der Obersten Heeresleitung ebenso empfänglich wie viele Deutsche. Die Dolchstoßlegende, von Hindenburg und Ludendorff gegen Ende 1919 in die Welt gesetzt, um das eigene Versagen zu entschuldigen, mochte in den Augen der japanischen Militärs vieles erklären. Doch sie zu beruhigen vermochte sie nicht. Im Gegenteil: Könnte Japan nicht das gleiche Schicksal wie Deutschland blühen, fragten sie sich. Siegreich im Felde und doch geschlagen vom eigenen Volk, unterwandert von linken Revolutionären und nicht in der Lage, die Herausforderungen eines modernen, totalen Krieges zu ertragen?

Neben der Dolchstoßlegende drängte sich Ressourcenmangel als zweite Begründung für die Niederlage des Reiches auf. Doch zur Beruhigung trug auch diese Antwort nicht bei. Denn war nicht Japan mindestens ebenso abhängig von Rohstoffimporten? Angesichts des Erfolgs der alliierten Blockadepolitik schien Autarkie als der einzige Ausweg. Ugaki Kazushige, der in den Dreißigerjahren Generalgouverneur von Korea werden sollte, notierte bereits 1918 in sein Tagebuch, dass «Selbstversorgung» die wichtigste Lehre aus dem Weltkrieg sei und darum Japan kontinental nach China ausgreifen müsse.¹⁵⁴ Das mandschurische Experiment, das gut ein Jahrzehnt später begann, schöpfte aus solchen Überlegungen. Für diese stärker materiell-rational verankerte Lesart der deutschen Niederlage zeigten sich mitnichten nur Militärs empfänglich, sondern auch die sogenannten Reformbürokraten, die sich für Fragen der deutschen Rationali-

sierung und Industriepolitik im Krieg interessierten und die im kommenden Jahrzehnt entscheidend zur Faschisierung Japans beitrugen.¹⁵⁵

Fasziniert vom deutschen Fall zeigten sich aber nicht nur Militärs und Bürokraten: Unter dem Eindruck des Krieges in Europa hatte Kanokogi Kazunobu in einer Reihe von Vorlesungen bereits 1917 begonnen, eine eigene Theorie des «Totalitarismus» (*zentaishugi*) zu entwickeln.¹⁵⁶ Im Frühjahr 1923 hielt Kanokogi Vorlesungen an der Berliner Universität und gewann damit auch einen Einblick in die Weimarer Republik. Der Philosoph Kita Ikki wiederum forderte als Reaktion auf die Vorgänge in Europa in einem Buch, das 1919 erschien, eine grundsätzliche «Umbildung Japans».¹⁵⁷ Ursprünglich stark sozialistisch beeinflusst, sah auch er die Welt nun in habende und nicht-habende Nationen geteilt. Er pochte auf die Schaffung eines «Staatssozialismus» und die Genese eines «neuen Mannes».

Die Stimmung in Japan schwankte infolge des Weltkrieges zwischen Euphorie und Depression. Diese Ambivalenz erklärt sich daraus, dass Japan einerseits zu den Siegern des Krieges zählte. Wenn irgendeine Macht aus dem Krieg Profit schlagen konnte, so war dies Japan: Mitte 1919 war die Großmachtstellung bestätigt, das Territorium erweitert und die regionale Dominanz gefestigt. Im wirtschaftlichen Bereich hatte sich während des Krieges zudem eine zweite industrielle Revolution angebahnt. Elektrotechnik und chemische Industrie wiesen in eine verheißungsvolle Zukunft. Viele blickten mit Zuversicht ins neue Jahrzehnt und fanden sich nicht nur mit der neuen Weltordnung ab, sondern begrüßten sie freudig. Doch andererseits hatte der Boom der Kriegsjahre die Wirtschaft überhitzt. Der Preis, den man dafür bezahlte, war Inflation. Bereits 1918 kam es zu Reisunruhen. Zu Beginn des neuen Jahrzehnts verdüsterte sich die Stimmung weiter: Zunächst endete 1922 die Intervention im russischen Bürgerkrieg, in dem sich Japan länger und stärker als die anderen Siegermächte verstrickt hatte, in Niederlage und Rückzug. Im Jahr darauf erschütterte das Große Kantō-Erdbeben, dem über 100 000 Menschen zum Opfer fielen, das Land.

Gleichzeitig kam es auch außenpolitisch schon bald zu Rückschlägen: Der Pariser Frieden hatte asiatische Angelegenheiten nur am Rande behandelt. Auf den Aufstieg Japans zur regionalen Großmacht gab er keine Antwort. Mit der Washingtoner Flottenkonferenz versuchten die Westmächte 1921/22, Versäumtes nachzuholen. Mehrere Verträge waren das

Resultat: Der Viermächtepakt zwischen den USA, Großbritannien, Japan und Frankreich garantierte den Status quo im Pazifik. Der Fünfmächtepakt, diesmal unter Einbezug Italiens, begrenzte die maritime Rüstung durch fixe Quoten. Der Neunmächtepakt schließlich bestätigte Chinas Souveränität und schrieb für das Land eine Politik der offenen Tür fest. All dies gereichte Japan zum Nachteil. Die Washingtoner Verträge projizierten die Pariser Friedensordnung auf Asien und zogen damit auch für diese Weltgegend einen Schlusstrich unter den Ersten Weltkrieg. In Japan interpretierte man dies als Versuch, die westliche Weltordnung abzusichern. Kein Wunder also, dass sich in den nächsten Jahren japanische Nationalisten an diesem Vertragssystem ebenso enerviert rieben wie Deutsche an der Versailler Ordnung.

Für zusätzliche Aufregung sorgten die amerikanischen Immigrationsgesetze von 1924, die Asiaten verboten, in die USA einzuwandern. Von den verschärften Quotenregelungen waren auch Süd- und Osteuropäer betroffen. So reisten vor 1924 Hunderttausende Italiener pro Jahr in die USA ein, danach durften nur noch rund 5000 kommen.¹⁵⁸ Während diese diskriminierende Quote von italienischer Seite als Beleg dafür gelesen wurde, nicht gleichberechtigt zur «westlichen» Welt zu zählen, ließ der Einreisestopp den Asiaten in dieser Hinsicht überhaupt keinen Interpretationsspielraum.

Politische Konflikte im Landesinneren verschärften die Krisenstimmung in Japan zusätzlich. Vor allem ein anstehender Generationenwechsel verkomplizierte die Situation.¹⁵⁹ Seine Dynamik gewann er daraus, dass außer Saionji alle Oligarchen der Meiji-Zeit (1868–1912) bis Mitte der Zwanzigerjahre verstarben.¹⁶⁰ Diese sogenannten *genrō*, kaum ein Dutzend Personen, gehörten zu den Siegern des Bürgerkrieges von 1868 und waren die Schöpfer Meiji-Japans. Was auf sie folgte, waren dessen Geschöpfe, und diese krankten an den Widersprüchlichkeiten, welche die im ausgehenden 19. Jahrhundert geschaffenen Institutionen kennzeichneten. Die Meiji-Verfassung von 1889 war auf die Figur des Kaisers zugeschnitten. Zur Rolle der *genrō* dagegen schwieg sie sich aus. Doch diese dominierten das politische Tagesgeschäft. Dem Parlament wiederum kam nur eine untergeordnete Rolle zu. Zudem entstanden Generalstäbe für die Armee und die Marine nach deutschem Vorbild. Doch diese schuldeten nicht der Regierung, sondern einzig und allein dem Kaiser als Oberbefehlshaber der Streitkräfte Rechenschaft. Nach dem Ende des Ersten

Weltkriegs wurden die Schwächen dieses Systems immer deutlicher sichtbar: Während der Sibirischen Intervention 1918–1922 agierte der Generalstab der Armee erstaunlich eigenwillig, als er japanische Truppen in Russland weiter als ursprünglich geplant vordringen ließ. Dieses militärische Vorpreschen war ein Muster, das sich in den kommenden Jahren wiederholte. Es sollte zu Beginn der Dreißigerjahre wesentlich zur politischen Radikalisierung im Inneren beitragen.

Die politische Ordnung der Meiji-Zeit hatte ursprünglich auf persönliche Konkurrenz zwischen den wichtigsten Oligarchen und deren Netzwerken basiert. Nun verschärfte ihr Ableben die Machtkämpfe. Gleichzeitig gingen die Militärs aus dem Krieg gestärkt hervor. Saionji dagegen war nicht nur der letzte, sondern auch der jüngste und lange Zeit am wenigsten einflussreiche aller *genrō*. Sein Prestige genügte immer noch, um in der Nachkriegszeit die Wahl des Premierministers praktisch im Alleingang zu bestimmen. Doch als sich in den kommenden Jahren zeigte, dass sich politische Führer einfach ermorden ließen – Premierminister Hara Takeshi fiel bereits Ende 1921 einem Anschlag eines Rechtspopulisten zum Opfer –, erwies sich dies immer mehr als ein Privileg von begrenztem Nutzen.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de